K 342 15

H. C. Andersen's

gesammelte Schriften.

Herausgegeben
von
L. Rohrdantz.

K. B. ... BIBLIOTHEK BAMBERG

Erster Band.

Eines Dichters Bazar.

Zweite Ausgabe.

Erster Theil.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1846.

Eines Dichters Bazar.

Von

H. C. Andersen,

Verfasser des: »Der Improvisator,« »Nur ein Geiger,« der »Mährchen für Kinder« ꝛc.

Zweite Ausgabe.

In drei Theilen.

Erster Theil.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1846.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Seiner

Königlichen Majestät von Dänemark

Christian dem Achten,

dem

hochherzigen Pfleger

der

Kunst, Wissenschaft und Literatur,

in

tiefer Ehrfurcht zugeeignet

vom

Verleger.

Deutschland.

Meinen Freunden,

dem Dichter

Ludwig Tieck

in Dresden

und

dem Componisten

Mendelssohn-Bartholdy

in Leipzig

gewidmet.

I.

Die spanischen Tänzer.

Im Sommer 1840 hielten sich in Kopenhagen zwei spanische Tänzer auf, welche alle Kopenhagener nach dem alten Theater auf 'Königs Neumarkt' hinzogen. Die ganze Stadt sprach von den spanischen Nationaltänzen und die Zeitungen führten ihren Ruf über das ganze Land. Ich verweilte damals bei dem Baron Stampe auf Nyrö, welches durch die Heimath, die Thorwaldsen da gefunden, und durch die Werke, die er da geschaffen, ein merkwürdiger Ort in Dänemark geworden ist.

Von Thorwaldsen erhielt ich da die erste Nachricht von den spanischen Tänzern; er war entzückt, begeistert, wie ich ihn nie früher gesehen hatte. »Das ist Tanz!« rief er aus, und seine Augen blitzten, indem er sprach, »das sind Stellungen! da sind Formen und Schönheit! Sehen Sie es selbst! man ist mitten im Süden, wenn man den Tanz anschaut!«

Eines Vormittags, als ich in sein Atelier trat, sah ich ein Basrelief in Thon vollführt; es stellte einen tanzenden Bacchanten und eine Bacchantin dar. »Die spanischen Tänzer,« sagte er, »gaben mir die Idee. So können sie auch tanzen! ich dachte an ihren anmuthigen Tanz, indem ich dieses arbeitete.«

Mich verlangte sehr, diese Kinder Spaniens, die anmuthige Dolores Serral zu sehen. Jetzt haben die Kopenhagener sie vergessen — ein Jahr ist verflossen, seit sie hier war.

Ich fuhr nach Kopenhagen, und sah — einen Tanz, der mich die gemalten Coulissen und den Lampenschein vergessen ließ; ich war mit ihnen in den Thälern Valencia's; ich sah die schönen Menschen, an denen jede Bewegung Anmuth, jeder Blick Leidenschaft ist.

Nach meiner Ankunft in der Stadt sah ich jeden Abend Dolores tanzen; doch nie traf ich sie außerhalb der Scene, nie sah ich sie, ausgenommen, wenn sie dort tanzte.

Jetzt war es Ende October, kalt, regnig und stürmisch, wie es uns wohl in unserm lieben Vaterlande zu Theil wird. Die spanischen Tänzer wollten fort; Dolores rief, wie Preciosa: »Nach Valencia!«; doch der Weg von Kopenhagen nach Valencia geht über Kiel. Im kalten und stürmischen, nordischen Spätherbst mußte sie mit dem Dampfschiffe Christian der Achte abfahren. Die Hälfte der guten Leute, die hinaus segelten, um uns Lebewohl zu sagen, wurden auf der kleinen Fahrt seekrank.

Es war ein nordischer Wellentanz! Dolores wurde gleich krank; die schönen Glieder sanken zusammen zu einer Ruhe, die keine Ruhe war. Die eine Welle nach der andern ging über's Verdeck; der Wind pfiff im Tauwerk, ja ein paarmal schien das Dampfschiff stille zu stehen, als bedächte es sich, ob es nicht gescheiter wäre, gleich umzukehren. Wasserflaschen und Teller, obgleich festgebunden, zitterten vor Schrecken oder aus Instinkt. Es war ein Klirren und Krachen; jede Planke im Schiffe ächzte, und Dolores seufzte so laut, daß es durch das Verdeck drang; der feine, geschmeidige Fuß streckte sich

krampfhaft gegen die dünne Bretterwand, ihre Stirn berührte die Scheidewand. —

Ein Schiff ist doch eine seltsame Welt! Rechts scheidet uns eine Planke von dem Tode in den Wellen, links kann ein andres dünnes Brett das Cherubschwert bilden. Dolores seufzte, ich seufzte auch! eine ganze Nacht lagen wir da, buchstäblich für einander seufzend, — und die Wellen tanzten, wie Dolores nicht tanzen konnte, und der Sturm sang, wie ich nicht singen konnte, und während dessen ging das Schiff seinen kräftigen Gang, bis daß die Kieler Bucht uns umschloß und allmälig der eine Passagier nach dem andern auf's Verdeck stieg.

Ich erzählte Dolores, welchen Eindruck ihr Tanz auf den ersten Bildhauer unsers Zeitalters gemacht habe, ich erzählte ihr von dem Bacchanten und der Bacchantin, und sie lächelte erröthend; es kam mir wirklich vor, als tanzten wir den Fandango auf der grünen Ebene unter duftenden Acazien. Sie reichte mir ihre Hand — aber es war zum Abschied; sie reis'te gerade nach Valencia.

Nach vielen Jahren wird Dolores eine alte Frau; da tanzt sie nicht mehr, doch es tanzen an ihr vorüber die Städte, die sie einst entzückte, und alsdann erinnert sie sich der Königsstadt auf der grünen Insel im Norden, mitten im stürmischen Meere, worauf sie segelte; sie denkt an das Basrelief, auf welchem sie noch jung und schön dahinschwebt, — und ihre Finger gleiten vom Rosenkranz, mit dem sie auf dem Balkon sitzt, und sie schaut über die Berge hinaus. Und die, welche um die alte Frau herumstehen, fragen sie alsdann: »Was ist Dir, Dolores?« Und sie antwortet lächelnd: »ich war ein bischen zur See im Norden!«

II.
Breitenburg.

Von der großen Landstraße zwischen Kiel und Hamburg lenkte mein Wagen in die Heide hinein; ich wollte einen Besuch auf Breitenburg ablegen; ein kleiner Vogel flog mir zwitschernd entgegen, als wünschte er mir Willkommen.

Die Lüneburger Heide wird jährlich mit Holzpflanzungen, Häusern und Landstraßen bereichert; ihre Fortsetzung hingegen, die sich durch die Herzogthümer in Jütland hineinzieht, hat größtentheils noch dasselbe Ansehen, wie im vorigen Jahrhundert. Es ist Charakter und Poesie in der dänischen Heide. Der Sternenhimmel ist hier ausgedehnt und groß, die Nebel schweben hier im Sturme wie Ossian's Geister, und die Einsamkeit verstattet uns hier den Besuch unsrer heiligsten Gedanken. Wie die Gespenster eines Waldes wachsen hier Gruppen verkrüppelter Eichen, bis zu den äußersten Zweigen mit Moos bedeckt; ein ägyptisches Geschlecht mit gelbbrauner Haut und kohlenschwarzen Augen führt hier sein Nomadenleben, brät unter offnem Himmel das gestohlne Lamm und feiert Hochzeit und Tanz vor dem Hause, das mitten auf der einsamen Heide schnell aus Heidetorf errichtet ward.

Nur langsam bewegte sich mein Wagen im tiefen Sande vorwärts; ich glaube, man könnte von diesem Fahren seekrank werden. Immer weiter durch öde, menschenleere Gegenden; die einzelnen Häuser, an denen man hier vorbeikommt, sind weitläuftige Flügelgebäude, aus welchen der Rauch durch die offne Pforte herauswirbelt.

Die Häuser haben keine Schornsteine; es ist als ob der Heerd fehlte, als ob drinnen keine Heimath wäre, als ob nur der Fremdling auf der Wanderung über die Heide hier in aller Eile ein Feuer mitten auf dem Fußboden anzündete, sich daran zu erwärmen, um wieder weiter zu wandern. Die Schornsteine und der wirbelnde Rauch machen des Bauers Haus heimlich; der Schornstein ziert und belebt fast eben so sehr als das Blumenbeet vor dem Hause. — Hier war aber Alles im Einklange mit der Heidegegend und dem kalten Herbsttage. Zwar schien die Sonne, allein sie hatte keine warmen Strahlen; es war vielleicht nicht einmal die Sonne selbst, sondern nur ihre glänzende Hülle, die sie über den Himmel hingleiten ließ. Keinem Menschen begegneten wir, keine Viehheerde war zu erspähen; man möchte glauben, Alles wäre eingeschlafen oder von einem Zauber gefesselt.

Erst gegen Nachmittag entfaltete sich eine freundliche Landschaft; wir sahen ein großes Gehölz, dem das braune Laub im Sonnenschein das Aussehen eines kupfernen Waldes gab; er hatte etwas so ganz Verzaubertes, daß mir, als eben eine große Trift Vieh aus dem Dickicht herauskam und uns mit großen Augen anstierte, ein ganzes Abenteuer von der Zauberstadt im kupfernen Walde aufging.

Hinterm Walde kamen wir durch ein großes Dorf, welches, wenn es mich auch nicht in das Land der Abenteuer hineinführte, mich doch in ein anderes Jahrhundert versetzte. In den Häusern schienen Stall, Küche und Stube Eins zu sein. Die Landstraße war tiefer Schlamm, worin große Feldsteine lagen. Es war recht malerisch und wurde es noch mehr, denn mitten im dichten Wald glänzte in der Abendsonne eine Ritterburg mit Thurm und gezacktem Giebel, und zwischen ihr und uns schlängelte sich ein Fluß, breit und tief.

Die Brücke donnerte unter den Hufen der Pferde; wir rollten durch Gehölz und Garten in den offnen Burghof, wo die Lichter sich geschäftig hinter den Fenstern bewegten, wo Alles so reich und traulich aussah. Mitten im Hofe steht ein großer alter Brunnen mit einem künstlich gearbeiteten Gitter; von diesem flog ein kleiner Vogel — es war bestimmt derselbe, der mir Willkommen entgegenzwitscherte, indem ich über die Heide fuhr; er war vor mir hier angelangt, hatte meine Ankunft gemeldet, und der Burgherr, der edle Rantzau, führte seinen Gast in ein gesegnetes Haus, die Schüsseln dampften, der Champagner knallte! — ja, es war bestimmt Zauberei! eine nackte Heide, ein kupferner Wald und hinter diesen ein gastfreies Schloß mit schönen Bildern, duftenden Bäumen und weichen Divanen mit Blumen umgeben. Es war Zauberei! Ich dachte an das stürmische Meer, an die einsame Heide, und ich fühlte, man könne es doch gut in dieser Welt haben.

Der Vogel zwitscherte draußen, als ich zum Fenster hinaussah; zufällig fiel das Licht auf den Brunnen, und es war, als ginge der Eimer von selbst auf und nieder, und mitten im Eimer saß ein kleiner Kobold und nickte Willkommen. Ich habe mich nicht geirrt; denn der Großvater des Koboldes hat einst im Walde einem Rantzau zu Breitenburg einen goldnen Becher gereicht, als der Ritter im Mondschein durch den Wald ritt*). Der Becher wird noch im alten, geschnitzten Eichenschrank im Rittersaal oberhalb der Kapelle aufbewahrt; ich habe ihn selbst gesehen, und die alten Bilder an der Wand, alle

*) Außer dem Becher bekam das Geschlecht noch einen goldnen Rocken. Die Sage von diesen Gaben ist deutsch von Lobedanz, dänisch von Holst besungen.

stolze Ritterleute, bewegten die Augen; es war bei klarem Sonnenschein; wäre es in einer mondhellen Nacht gewesen, sie wären aus den Rahmen herausgetreten und hätten auf die Gesundheit des liebenswürdigen Grafen getrunken, der jetzt auf der alten Breitenburg herrscht.

»Das paradiesische Glück hat keine Geschichte,« sagt ein Dichter; der beste Schlaf hat keine Träume, das erkenne ich, und auf Breitenburg brachte die Nacht mir keine Träume. Mit dem Tageslicht aber stellten sich alte Sagen und Erinnerungen dem Gedanken dar, sie begrüßten mich unter den uralten Alleen des Gartens, sie saßen und nickten mir zu auf der Wendeltreppe, im Wachtthurme, wo die Schotten lugten, als Wallenstein's Truppen sich draußen gelagert hatten. Wallenstein ließ die Männer über die Klinge springen, und als die Weiber in der Burg nicht auf seinen Befehl das Blut vom Fußboden wegwaschen wollten, ließ er auch sie niedermetzeln.

In der ewig jungen Natur umgaben mich alte Erinnerungen; vom hohen Schloßthurm übersah ich das üppige Marschland, wo im Sommer das fette Vieh bis an die Schulter im Grase geht; ich übersah die vielen Wälder, in welchen Anscharius wanderte und den dänischen Heiden die Lehre Christi predigte; drüben erinnert noch ein kleines Dorf*) an seinen Namen; dort stand sein Haus, dort lebte er; die Kirche bei Heiligenstädten, wo das Erdreich sich um die Mauer aufgehäuft hat, ist noch von seiner Zeit; wie damals spiegelt sie sich in der Stör, wo er in seinem ärmlichen Fischernachen dem kleinen Steg zwischen dem Schilfe zuruderte.

Ich wanderte im Schloßgarten unter den alten Bäu-

*) Willanscharen.

men, wo die Kanäle sich schlängeln; der Fliederbaum und der Rosenstrauch neigen sich über den Wasserspiegel, um zu sehen, wie schön sie blühen. Der Bauer ging auf den Deichen, das Boot gegen den Strom ziehend; der Jäger mit seinen Hunden nahm den Weg nach dem kupferrothen Walde; das Posthorn erklang, und es war, als hätten Wald und Wiese Stimme bekommen, als stimmten sie die Todtenhymne des Herbstes an: »Der große Pan ist todt!«

Als die Sonne untergegangen war, erschallte Gesang und Becherklang in der Burg; ich wanderte durch den Saal, dessen dunkelrothe Wände Basreliefs von Thorwaldsen umfassen und die schönen Büsten und Statuen hervorheben: draußen lehnte sich an das Fenster die Rosenhecke mit ihren entblätterten Zweigen mit den rothen Hagebutten, und, bei dem Sommerleben drinnen im Saale, träumte sie; sie sei noch jung und blühend, und jede Hagebutte sei eine Knospe, die sich morgen öffnen würde. Und der Kobold saß am Brunnenrand und schlug den Takt mit seinen Füßlein, der kleine Vogel zwitscherte: »Hier ist schön im Norden! Hier ist gut im Norden!« und doch flog der Vogel nach den warmen Landen, und der Dichter that desgleichen.

III.

Erinnerung vom Dampfschiffe 'die Stör'.

An den Fluthen der Stör lagen zwei Häuschen, jedes an seinem Ufer des Flusses, jedes mit einem grünen

Giebel und einigen Sträuchern geschmückt; vor dem einen aber hing das Netz ausgespannt und eine große Wetterfahne drehte sich im Winde. Wie oft hatten zwei schöne Augen von dem einen kleinen Hause nach dieser Fahne hingesehen, wenn sie sich drehte, und dann hatte ein treues Herz tief geseufzt.

Wir nahmen hier eine junge Frau an Bord; sie gehörte dem Stande an, den man den geringern nennt; allein sie war festlich geputzt, so jung und schön, und hatte ein wunderschönes Kindlein an der Brust. Von beiden Häusern nickten ihr die Leute zu, sie wünschten ihr Glück und Freude. Die Fahne drehte sich schnarrend, aber ihre schönen Augen sahen nicht mehr nach ihr hin; denn sie kümmerte sich nicht darum, zu wissen, welcher Wind es sei — und wir fuhren weiter. Alles war grün, aber flach, und immer einerlei; das Flüßchen schlängelt sich immer fort.

Jetzt waren wir auf der Elbe, der großen Heerstraße von Deutschland, und Schiffe kamen und gingen; Böte setzten quer über; auch wir mußten nach der hannoverschen Seite hin, um Passagiere zu holen, dann nach holsteinischer Seite, und wieder nach der hannoverschen, und doch bekamen wir keine Passagiere. Ich betrachtete die junge Frau; sie schien mir eben so ungeduldig wie ich selbst; sie war immer im Vordertheile des Schiffes und starrte, die Hände über die schönen Augen gebogen; waren es Hamburgs Thürme, die sie suchte? Sie küßte ein paarmal ihr Kind, lächelte, und hatte doch Thränen in den Augen. Zwei Dampfschiffe fuhren an uns vorüber; ein Schiff mit vollen Segeln führte Auswanderer nach Amerika. Vor uns lag ein prächtiges Schiff, das eben daher gekommen, im Heraufsegeln war; der Wind war stark entgegen, die Flagge flatterte. Indem wir uns nä-

herten, wurde ein Boot losgemacht, vier Matrosen ergriffen die Ruder; ein rascher, schwarzbärtiger Mann — er schien Steuermann am Bord zu sein — lenkte das Steuerruder; wir lagen still, und die junge Frau flog mehr als sie ging mit ihrem schlafenden Kinde; in einem Nu waren sie in dem leichten, schaukelnden Boote und in den Armen des schwarzbärtigen braunen Mannes. Das war ein Kuß! es war das Bouquet der süßen Sehnsucht eines langen Jahres, — und das Kind erwachte weinend, und der Mann küßte es und hielt sein Weib umschlungen, und das Boot schaukelte mit ihnen auf und nieder, als hüpfte es vor Freude mit, und die braunen Matrosen nickten einander zu; — wir aber segelten weiter; ich schaute nach den flachen, nackten Küsten hin.

IV.

Liszt.

Es war in Hamburg, im Gasthof zur Stadt London, wo Liszt Concert gab. In wenigen Augenblicken war der Saal gepfropft voll; ich kam zu spät, bekam aber doch den besten Platz dicht an der Tribune, wo das Piano stand, denn man führte mich auf einer Hintertreppe. Liszt ist einer der Könige im Reiche der Töne, und zu ihm führte mich meine Gesellschaft, wie gesagt, auf einer Hintertreppe, ich schäme mich nicht, es zu bekennen.

Der Saal, ja selbst die Seitenzimmer, schimmerten von Lichtern, goldnen Ketten und Diamanten. Nicht weit vom Platze, wo ich stand, lag in einem Sopha ein

jüdisches Fräulein, feist und geputzt, sie glich einem Wallroß mit einem Fächer. Solide hamburger Kaufleute standen an einander gemauert, als wäre es ein wichtiges Börsengeschäft, das hier verhandelt werden sollte; es schwebte ihnen ein Lächeln um den Mund, als hätten sie Papiere gekauft und unglaublich daran verdient. Der Orpheus der Mythologie konnte durch sein Spiel Steine und Bäume in Bewegung setzen; der neue Orpheus-Liszt hatte sie schon vor seinem Spiele elektrisirt. Der Ruf hatte mit seinem mächtigen Nimbus Ohren und Augen dem Volke geöffnet, so daß es, was folgen sollte, schon zu erkennen und zu hören schien. In den Strahlen dieser vielen flammenden Augen, in diesem erwartungsvollen Herzklopfen fühlte ich selbst die Annäherung eines großen Genius, der mit kühnem Finger die Grenzen seiner Kunst in unserm Zeitalter bezeichnet.

In London, dieser großen Weltstadt der Maschinen, oder in Hamburg, diesem europäischen Handelscomptoir, wird es charakteristisch, zum ersten Male Liszt zu hören; alsdann entsprechen Zeit und Ort einander, und in Hamburg sollte ich ihn hören. Unser Zeitalter ist nicht das der Phantasie und des Gefühles; es ist das Zeitalter des Verstandes; die technische Fertigkeit in jeder Kunst und in jedem Gewerbe ist die allgemeine Bedingung für die Ausübung derselben. Die Sprachen sind so ausgebildet worden, daß es fast zum Exercitiumschreiben gehört, seine Gedanken in Versen abfassen zu können, welche vor funfzig Jahren für die Arbeiten eines wahren Dichters würden gegolten haben. In jeder großen Stadt findet man zu Dutzenden Leute, welche mit einer solchen Fertigkeit Musik ausführen, daß sie vor zwanzig Jahren sich als Virtuosen hätten können hören lassen. Alles Technische, sowohl das Materielle als das Geistige ist in unsrer Zeit

in seiner höchsten Entwickelung; dadurch erhält unsre Zeit einen Flug, selbst in den todten Massen.

Unsre Weltgenies — wenn sie nicht bloß der Modeschaum dieses Wellenbruchs unsrer Zeitentwickelung, sondern wahre Geister sind — müssen die kritische Zergliederung aushalten können, und sich weit über dasjenige erheben, was zugeeignet werden kann; sie müssen, jeder an seinem geistigen Platze, diesen nicht nur ausfüllen, sondern etwas mehr leisten; sie müssen, wie das Corallenthier, noch eine Größe dem Baume der Kunst ansetzen, — oder ihre Wirksamkeit ist keine.

In der musikalischen Welt hat unsre Zeit zwei Fürsten des Piano's, welche ihre Plätze so ausfüllen, diese sind Thalberg und Liszt.

Wie ein elektrischer Schlag ging's durch den Saal als Liszt hereintrat; die mehrsten Damen erhoben sich; es war als verbreitete sich ein Sonnenglanz über jedes Gesicht, als begrüßten alle Augen einen lieben Freund. Ich stand dem Künstler ganz nahe; er ist ein magrer, junger Mann, das lange, dunkle Haar um's blasse Antlitz herabhängend. Er grüßte und setzte sich an's Clavier. Liszt's Aeußeres und seine Beweglichkeit deuten gleich auf eine dieser Persönlichkeiten, auf welche man ausschließlich durch ihre Eigenthümlichkeit aufmerksam wird; die Hand der Gottheit hat ihnen einen eignen Stempel aufgedrückt, der sie unter Tausenden kenntlich macht. Wie Liszt da vor dem Piano saß, machte seine Persönlichkeit, dieser Ausdruck starker Leidenschaften, auf mich die Wirkung, daß er mir wie ein Dämon vorkam, der an das Instrument festgenagelt war, woraus die Töne herausströmten; sie kamen aus seinem Blut, aus seinen Gedanken; er war ein Dämon, er sollte seine Seele freispielen; er war auf der Folter, das Blut floß, die Nerven zitterten. Wie

er nun aber weiter spielte, da schwand das Dämonische; ich sah das blasse Gesicht einen edlern und schönern Ausdruck annehmen; die göttliche Seele leuchtete aus seinen Augen, aus jedem Zuge, er wurde schön, wie nur Geist und Begeisterung verschönern können.

Sein »Valse infernale« ist mehr als ein Daguerrotypbild von Meyerbeer's Robert. Wir stehen nicht draußen und beschauen das bekannte Gemälde; nein, wir werden hineingesetzt, wir blicken in die Tiefe selbst, und entdecken neue wirbelnde Gestalten. Es klang nicht wie die Saiten eines Piano's ertönen; nein, jeder Ton schien ein klingender Wassertropfen zu sein.

Derjenige, der die Kunst in der technischen Fertigkeit bewundert, muß sich vor Liszt tief beugen; wen aber das Geniale, das von Gott Verliehene hinreißt, der beugt sich noch tiefer. Der Orpheus unsrer Zeit hat die Töne durch die große Weltstadt der Maschinen brausen lassen, und man fand und erkannte, wie ein Kopenhagener gesagt hat, »daß seine Finger lauter Eisenbahnen und Dampfmaschinen seien«, sein Genius noch mächtiger, um die Weltgeister zusammenzuziehen, als alle Eisenbahnen um die Erde herum. Der Orpheus unsrer Zeit hat die Töne im europäischen Handelscomptoir erklingen lassen, und, wenigstens für den Augenblick, glaubte das Volk an's Evangelium: das Gold des Geistes hat einen mächtigern Klang als das der Welt.

Man braucht oft, ohne sich ihn zu verdeutlichen, den Ausdruck: ein Meer von Tönen, und ein solches ist es, welches herausströmt aus dem Piano, woran Liszt sitzt. Das Instrument scheint in ein ganzes Orchester verwandelt; dieses vermögen zehn Finger, welche eine Fertigkeit besitzen, die man fanatisch nennen möchte; sie werden vom mächtigen Genius geführt. Es ist ein Meer von

Tönen, das eben in seinem Aufruhr ein Spiegel ist für die augenblickliche Lebensaufgabe eines jeden glühenden Gemüthes. Ich habe Politiker angetroffen, welche bei Liszt's Spiel begriffen, daß ruhige Bürger, von den Tönen der Marseillaise ergriffen, die Büchse zur Hand nehmen und Heerd und Heimath verlassen konnten, um für eine Idee zu kämpfen. Ich habe ruhige Kopenhagener mit dänischem Herbstnebel im Blute, durch sein Spiel politische Bacchanten werden sehen. Den Mathematikern wirrten die Köpfe in Klangfiguren und Lautberechnungen. Junge Hegelianer, und zwar die wirklich begabten, nicht die todten Köpfe, welche beim galvanischen Strome der Philosophie nur eine geistige Fratze schneiden, schauten in diesem Tönenmeer das wellenförmige Fortschreiten der Wissenschaft gegen die Küste der Vollendung. Der Dichter fand in ihm die Lyrik seines ganzen Herzens oder die reiche Hülle seiner kühnsten Gestalten. Der Reisende, so schließe ich von mir selbst, erhält Tonbilder von dem, was er sieht oder sehen wird; ich hörte in seinem Spiel die Ouverture zu meiner Reise; ich hörte, wie mein eigenes Herz beim Abschied von der Heimath pochte und blutete; ich hörte das Lebewohl der Wellen, die ich erst bei Terracina's Felsen wieder hören würde; mir klangen Orgeltöne entgegen von den alten Domen Deutschlands; die Lavinen rollten von den Alpen herab, und Italien tanzte in Carnevalstracht und schlug mit der Pritsche, indem es im Herzen an Cäsar, Horaz und Raphael dachte. Es flammte vom Vesuv und vom Aetna; die letzte Posaune erschallte von Griechenlands Bergen, wo die alten Götter gestorben sind; Töne, die ich nicht kannte, Töne, für die ich keine Worte habe, deuteten auf den Orient, auf das Land der Phantasie, das zweite Vaterland des Dichters.

Als Liszt sein Spiel geendigt hatte, regneten Blumen auf ihn herab; junge, niedliche Mädchen, alte Damen, die auch einmal niedliche Mädchen gewesen waren, warfen jede ihren Strauß; er hatte ja tausend Tönensträuße in ihre Herzen und Köpfe geworfen. Von Hamburg aus wollte Liszt nach London fliegen, um neue Tönensträuße auszuwerfen, um Poesie in's materielle Alltagsleben zu athmen. Der Glückliche, der so sein ganzes Leben reisen kann! Der die Leute immer in ihren geistigen Sonntagskleidern, ja sogar in der Hochzeittracht der Begeisterung sieht. Ob ich ihm wieder begegne? Dies war mein letzter Gedanke, und der Zufall wollte, daß wir uns wieder auf der Reise begegnen sollten, uns irgendwo begegnen, wo ich und mein Leser es am wenigsten vermuthen würden; uns begegnen, Freunde werden und wieder scheiden; doch dies gehört zu den letzten Capiteln dieses Fluges. Er zog jetzt nach der Stadt der Victoria, ich nach der Gregor's des Sechzehnten.

V.

Die Jungfrau von Orleans.

(Skizze.)

Wir hatten die Elbe fast passirt. Das Dampfschiff glitt an der hannoverschen Seite hin, zwischen niedrigen grünen Inseln, welche uns Bauernhäuser und Viehgruppen zeigten. Ich sah fröhliche Kinder zwischen den halb an's Land gezogenen Böten spielen, und ich dachte, wie bald doch dieses Spiel vorbei sein würde, wie sie vielleicht

bald in die weite Welt fliegen, anwachsen würden, und wie sie alsdann in der Erinnerung diese kleinen flachen Inseln wie hesperische Gärten mit den goldnen Aepfeln ihrer Kindheit schauen würden.

Wir waren bei Haarburg angelangt. Ein Jeder sorgte dafür, daß seine Sachen auf die Bahre der Träger geladen wurden; nur eine große, etwas wohlbeleibte Dame, deren stolze Haltung mit dem Kleide von abgeblichenem Zitz und dem gewiß mehrmals gewendeten Mantel nicht harmonirte, entfernte kopfschüttelnd jeden Träger, der seine Hand ausstreckte nach dem kleinen Felleisen, das sie selbst in der Hand trug; sie wollte es nicht von sich geben, als verberge es einen kostbaren Schatz. Langsam wanderte sie nach uns Andern in die stille Stadt hinein.

Man deckte mir und einem der Mitreisenden einen Tisch und wir wurden ersucht, noch einem Dritten Platz am Tische einzuräumen; dieser Dritte erschien, es war die Dame im abgeblichenen Kleide; eine große, etwas abgenutzte Boa hing ihr nachlässig um den Hals; sie war sehr müde.

»Ich bin die ganze Nacht gereis't,« sagte sie, »ich bin Schauspielerin; ich komme von Lübeck, wo ich gestern Abend spielte,« und sie seufzte tief und band das Haubenband los.

»Welches ist Ihr Fach?« fragte ich.

»Die angreifenden Rollen!« antwortete sie und warf die lange Boa keck über die Schulter. »Ich war gestern Abend die Jungfrau von Orleans. Gleich nach dem Schlusse des Stückes reis'te ich ab, denn man erwartet mich in Bremen, wo ich morgen in demselben Stücke auftreten werde,« und sie athmete sehr tief, und warf die Boa wieder über die andre Schulter.

Sie verlangte gleich Extrapost, aber nur einen kleinen Einspänner, am liebsten einen der Wagen des Wirths, und nur einen Knaben zum Kutscher, denn zur Noth könnte sie selbst die Pferde fahren. »Man muß besonders auf einer Reise ökonomisch sein,« sagte sie; ich betrachtete ihr blasses Gesicht; sie war wohl dreißig Jahre alt, war gewiß sehr schön gewesen — noch spielte sie ja die Jungfrau von Orleans und nur die angreifenden Rollen.

Eine Stunde später saß ich in der Diligence; das Posthorn hallte durch Haarburgs todte Straßen wieder; ein kleiner Karren fuhr voran, er lenkte zur Seite ab und hielt an, damit wir vorbeikommen konnten; ich sah hinaus, es war die Jungfrau von Orleans mit ihrem kleinen Felleisen zwischen sich und einem Knaben, der kutschiren sollte. Sie grüßte wie eine Fürstin, und warf uns ein Küßchen mit der Hand zu; die lange Boa flatterte über ihre Schulter hin. Unser Postillon blies ein lustiges Stückchen; ich aber dachte an die Jungfrau von Orleans, an die alte Schauspielerin auf dem Karren, die morgen ihren Einzug in Bremen halten sollte, und mir wurde eng um's Herz bei ihrem Lächeln und bei der lustigen Musik des Postillons. Und so fuhren wir jeder seinen Weg über die Heide.

VI.

Die Eisenbahn.

Da viele von meinen Lesern keine Eisenbahn gesehen haben, möchte ich diesen erst einen Begriff von einer sol-

chen mittheilen. Nehmen wir also eine gewöhnliche Landstraße, sie laufe gerade oder sie schlängle sich, das ist einerlei; aber eben muß sie sein, eben wie ein Fußboden, und daher sprengen wir jeden Berg, der sich ihr entgegenstellt; wir bauen auf starken Bogen eine Brücke über Sümpfe und tiefe Thäler, und ist dann der ebne Weg vor uns, so legen wir da, wo die Wagenspur gehen wird, eiserne Schienen, um welche die Wagenräder festgreifen können. Die Dampfmaschine wird angespannt mit ihrem Meister darauf, welcher sie zu lenken und anzuhalten weiß; Wagen wird an Wagen gekettet, Menschen und Vieh darauf, und dann fährt man.

An jedem Orte auf dem Wege weiß man Stunde und Minute, wann die Wagenreihe eintreffen wird; man hört auf meilenweit den Schall der Signalpfeife, wenn der Zug auf der Fahrt ist, und rundum, wo Nebenwege für gewöhnliche Fahrende und Gehende die Eisenbahn schneiden, schlägt die aufgestellte Wache den hölzernen Schlagbaum vor ihnen nieder, und die guten Leute müssen warten, bis wir vorüber sind. Längs der Bahn, alle die Meilen, die sie sich dehnt, sind kleine Häuschen errichtet in solcher Entfernung von einander, daß der eine der Wachthabenden des andern Flagge sehen kann, um beizeiten dafür zu sorgen, daß die Bahn rein gehalten wird, daß kein Stein, kein Zweig auf den Schienen liegt.

Sieh! das ist eine Eisenbahn! ich hoffe, man hat mich verstanden.

Es war das erste Mal, daß ich eine solche sehen sollte. Einen halben Tag und die folgende Nacht war ich mit der Diligence den entsetzlich schlechten Weg von Braunschweig nach Magdeburg gereist; müde kam ich da an, und eine Stunde später sollte ich mit dem Dampfwagen weiter fahren.

Ich leugne es nicht, ich hatte im voraus eine Empfindung, die ich das Eisenbahnfieber nennen möchte, und diese war auf ihrem Höchsten, als ich in das großartige Gebäude trat, aus welchem die Wagenreihe abfährt. Hier war ein Gedränge von Reisenden, ein Umherlaufen mit Koffern und Nachtsäcken, ein Sausen und Brausen von Maschinen, aus welchen der Dampf herauswälzte. Man weiß das erste Mal nicht recht, wo man stehen darf, damit nicht ein Wagen oder ein Dampfkessel oder ein Kasten mit Reisegut über uns herfliege; zwar steht man sicher auf einem hervorspringenden Balkon, an welchem die Wagen, in die man hinein muß, dicht anliegen, wie Gondeln an einem Quai; allein unten im Hofe kreuzen sich die eisernen Schienen wie Zauberbänder, und es sind auch Zauberbänder, die der menschliche Scharfsinn geschlagen; an diese müssen sich unsre magischen Wagen halten, denn gerathen sie außerhalb des Zauberbandes, ja, da gilt es Leben und Glieder. Ich starrte sie an, diese Wagen, diese Locomotive, die losen Karren, die wandernden Schornsteine, und Gott weiß, was Alles, das hier wie in einer Zauberwelt unter einander lief. Alles schien Beine zu haben! Und nun, dieser Dampf und dieses Brausen, und das Gedränge, um Platz zu erhalten, dieser Talggeruch, der taktmäßige Gang der Maschinen und das Pfeifen und Zischen des ausgeladenen Dampfes, Alles verstärkte den Eindruck, und ist man hier, wie gesagt, zum ersten Male, so denkt man an's Umwerfen, an's Arme und Beine Zerbrechen, an's in die Luft Springen, oder an's Zerquetschen im Zusammenstoße mit einer andern Wagenreihe; ich glaube aber, es ist nur das erste Mal, daß man daran denkt.

Die Wagenreihe bildete hier drei Abtheilungen, die beiden ersten sind bequeme, geschlossene Wagen, ganz wie

unsre Diligencen, nur viel breiter; der dritte ist offen und unglaublich wohlfeil, so daß sogar der ärmste Bauer mitfährt, indem es ihm weniger theuer wird, als wenn er den langen Weg gehen und sich im Wirthshause stärken oder auf der Reise übernachten sollte. — Die Signalpfeife lautet — sie lautet aber nicht schön; sie ist dem Schwanengesange des Schweines ähnlich, wenn das Messer ihm durch die Kehle fährt. Man setzt sich in die gemächliche Kutsche, der Conducteur macht die Thüre hinter uns zu, und steckt den Schlüssel zu sich; allein wir können das Fenster herunterlassen, können frische Luft genießen, ohne irgend eine Unannehmlichkeit vom Luftdrucke zu befürchten. Es ist wie in jedem andern Wagen, nur weit gemächlicher; man ruht sich hier aus, wenn man kurz zuvor eine angreifende Reise gemacht hat.

Die erste Empfindung ist eine ganz leise Erschütterung der Wagen, und nun sind die Ketten gespannt, welche dieselben zusammenhalten; die Signalpfeife läßt sich wieder hören und die Fahrt beginnt, erst langsam, die ersten Schritte geht es ganz sanft, als ob eine Kinderhand den kleinen Wagen zöge. Die Schnelligkeit nimmt allmälig zu; du aber bist mit deinem Buche beschäftigt, oder du studierst deine Karte, und du weißt noch nicht recht, ob die Fahrt schon angefangen hat, denn der Wagen gleitet wie ein Schlitten auf dem ebenen Schneefelde. Du siehst zum Fenster hinaus und entdeckst, daß du einherjagst wie mit galopirenden Pferden; es geht noch schneller, du scheinst zu fliegen; allein hier ist kein Schütteln, kein Luftdruck, nichts von dem, was du dir als unangenehm dachtest.

Was war das Rothe, das wie ein Blitz an uns vorbeifuhr? Es war einer der Wächter, der mit seiner Fahne dastand. Sieh nur hinaus! und die nächsten zehn

bis zwanzig Ellen ist das Feld ein pfeilschneller Strom; Gras und Kräuter schmelzen in einander; man erhält eine Idee davon, wie es wohl sein möchte, wenn man außerhalb der Erde stände und diese sich umdrehen sähe. Es thut dem Auge weh, es lange in derselben Richtung festzuhalten; blickst du aber einige Klafter weiter weg, so bewegen sich die andern Gegenstände nicht schneller, als wir sie vorbeifahren sehen, wenn wir gut fahren, und weiter gegen den Horizont scheint Alles still zu stehen, man hat vollkommen die Ansicht und den Eindruck der ganzen Gegend.

So eben muß man durch flache Länder fahren! Es ist als ob Stadt dicht an Stadt läge; jetzt kommt eine, jetzt wieder eine! Man kann sich recht den Flug der Zugvögel denken; so müssen sie die Städte hinter sich lassen. Die gewöhnlich Fahrenden, die man auf den Seitenwegen sieht, scheinen still zu halten; die Pferde vor den Wagen haben die Füße, scheinen sie aber wieder auf dieselbe Stelle niederzusetzen, und dann sind wir schon längst vorbei.

Es ist eine ziemlich bekannte Anekdote von einem Amerikaner, der zum ersten Mal mit Dampfwagen fuhr, daß er, indem er den einen Meilenzeiger nach dem andern vorbeifliegen sah, auf einem Gottesacker zu fahren und die Grabmäler zu sehen wähnte. Ich sollte sie daher nicht anführen, allein sie charakterisirt völlig die Schnelligkeit, und ich hatte sie in Gedanken, obgleich man hier keine Meilenzeiger sieht, es müßten denn die rothen Signalfähnchen sein, und derselbe Amerikaner hätte hier sagen können: warum tragen doch heute alle Menschen rothe Fahnen?

Ich will dagegen erzählen, daß, als wir an einem Plankwerk, welches ich zu einer Stange verkürzt sah,

vorbeifuhren, sagte ein Mann, der neben mir saß: »Sieh, da sind wir im Fürstenthum Cöthen.« Der Mann nahm alsdann eine Prise, bot mir auch die Dose, ich verbeugte mich, prüfte den Taback, niese, und fragte dann: »Wie lange sind wir noch in Cöthen?« — »Oh,« antwortete der Mann, »da waren wir schon heraus als Sie nies'ten.« —

Und doch können die Dampfwagen doppelt so schnell als hier fahren; jeden Augenblick ist man an einer neuen Station, wo Passagiere abgesetzt und andre aufgenommen werden sollen; hierdurch wird die Fahrt verzögert; man hält eine Minute an, und durch die offnen Fenster reichen uns Aufwärter Erfrischungen, leichte und solide, wie es uns gefällt; gegen Bezahlung fliegen uns buchstäblich die gebratenen Tauben gerade in den Mund. Dann jagt man weiter, plaudert mit seinen Nachbaren, lies't in einem Buche, oder schielt nach der Natur hin, wo oft eine Schaar Kühe vor Bestürzung sich rund drehen, oder einige Pferde sich losreißen und weglaufen, da sie sehen, daß zwanzig Wagen ohne sie, und schneller als mit ihrer Hülfe, durch die Welt kommen können. Und dann ist man plötzlich wieder unter Dach, wo die Wagenreihe anhält; man hat funfzehn Meilen in drei Stunden zurückgelegt, man ist in Leipzig. An demselben Tage, vier Stunden später, geht's von hier wieder weiter, eine ähnliche Wegelänge, in derselben Zeit, aber durch Berge über Flüsse — und dann ist man in Dresden.

Ich habe Mehrere sagen hören, daß durch die Eisenbahnen alle Reisepoesie verschwunden sei, und daß man an dem Schönen und Interessanten vorbeijage. Was das Letzte betrifft, so steht es ja einem Jeden frei, sich auf einer beliebigen Station aufzuhalten, und sich da umzusehen, bis die nächste Wagenreihe ankommt; und was das be-

trifft, daß alle Reisepoesie zernichtet ist, bin ich ganz der entgegengesetzten Meinung. In den engen, vollgepackten Reisewagen und Diligencen verschwindet die Poesie; da wird man schlaff, wird in der besten Jahrszeit von Staub und Hitze, und im Winter von schlechten Wegen gequält. Die Natur bekommt man hier nicht in größern Portionen, wohl aber in längern Zügen, als im Dampfwagen.

O, welche Großthat des Geistes ist doch diese Erfindung! man fühlt sich ja mächtig wie ein Zauberer des Alterthums! Wir spannen unser Zauberpferd an den Wagen, und der Raum verschwindet! wir fliegen wie die Wolken im Sturme, wie Zugvögel fliegen. Unser wildes Pferd schnaubt und keucht, der schwarze Dampf steigt aus seinen Nüstern heraus! Schneller konnte nicht Mephistopheles mit Faust auf seinem Mantel fliegen. Durch natürliche Mittel sind wir in unsrer Zeit eben so stark, als man im Mittelalter glaubte, daß der Teufel es sein konnte; durch unsre Geschicklichkeit haben wir ihn schon eingeholt, und ehe er sich dessen versieht, sind wir schon an ihm vorüber.

Ich erinnere nur selten in meinem Leben, daß ich mich so wie hier ergriffen gefühlt, so mit meinem ganzen Gedanken gleichsam Gott von Angesicht zu Angesicht geschaut habe. Ich fühlte eine Andacht, wie ich sie als Kind nur in der Kirche, und als Aelterer im sonnigen Walde oder auf dem windstillen Meere in einer sternhellen Nacht empfunden habe. Im Reiche der Poesie sind Gefühl und Phantasie nicht die einzigen, welche herrschen; sie haben einen Bruder, der eben so mächtig ist, er heißt Verstand, er verkündet das ewig Wahre, und in diesem liegt Größe und Poesie.

VII.

Gellert's Grab.

Auf einem der Gottesäcker Leipzigs ist Gellert begraben. Als ich 1830 zum ersten Mal in Deutschland war, besuchte ich dieses Grab; Oehlenschlägers geistreiche Tochter Charlotte war damals bei Brockhaus zum Besuch; sie führte mich dahin und zeigte mir das Grab des Dichters. Tausend Namen waren in den Grabstein geritzt und auf das hölzerne Gitter geschrieben; wir schrieben auch unsre Namen und sie brach eine Rose vom Grabe und gab sie mir als Erinnerung des Ortes.

Jetzt, neun Jahre später, ging ich allein diesen Weg. Ich fand leicht den Kirchhof, doch das Grab konnte ich nicht finden; ich fragte eine alte, arme Frau, wo Gellert begraben liege, und sie zeigte mir die Stelle. »Gute Menschen werden immer gesucht!« sagte die Alte; »es war ein großer Mann!« und sie betrachtete mit stiller Andacht das einfache Grab. Unter den vielen angeschriebenen Namen suchte ich die zwei, welche dahingeschrieben wurden, als ich letzt hier war; allein das Gitter war neu angestrichen, vielleicht schon mehrere Male, seitdem ich hier war; neue Namen standen geschrieben, nur der Namen am Grabsteine, Gellert's Namen, war derselbe. Der wird gefunden werden, wenn alle die neu geschriebenen verschwunden und wieder neue angeschrieben sind; der unsterbliche Namen steht fest, die einzelnen Namen des Menschengeschlechts werden verwischt.

Die alte Frau brach mir eine Rose ab, eine Rose, so jung und frisch wie die, welche Charlotte, selbst in

aller Jugendfrische, mir an derselben Stelle reichte; und ich erinnerte mich ihrer so lebhaft, der frischen Rose, die jetzt im Grabe ist! ihrer, deren Seele und Gedanke Lebenslust und Jugendmuth athmete! Diesmal schrieb ich meinen Namen nicht an's Gitter; ich verwahrte die weiße Rose an meinem Busen, und mein Gedanke war bei den Todten.

VIII.

Nürnberg.

Wenn einer Deutschland kennen
Und Deutschland lieben soll,
Darf man ihm Nürnberg nennen,
Der edlen Künste voll;
Die nimmer nicht veraltet,
Die treue, fleiß'ge Stadt;
Wo Dürer's Kunst gewaltet
Und Sachs gesungen hat.

Schenkendorf.

Die Geschichte von Caspar Hauser trägt ganz das Gepräge eines verflossenen Jahrhunderts; ja, wie wahrhaft wir auch wissen, daß die sei, können wir sie doch nicht recht in unsre Zeit placiren. Sollte sie aber in dieser spielen, müßte unter allen Deutschlands großen Städten, wie dies auch der Fall war, Nürnberg die Scene sein.

Man erzählt von Kotzebue, daß er die Kreuzfahrer für die Decorationen, welche die Bühne schon besaß, geschrieben habe; man möchte fast glauben, daß Caspar Hauser für die Stadt Nürnberg geschrieben sei; denn, wenn man Augsburg ausnimmt, scheint keine Stadt

durch ihr Aeußeres uns so in's Mittelalter zu versetzen, wie die freie Reichsstadt Nürnberg.

Als ich vor mehreren Jahren in Paris war, sah ich ein Panorama von dem später weltberühmten Daguerre; es stellte, glaub' ich, den Sommerpallast des Deys von Algier dar. Vom flachen Dache schaute man über den Garten, das Gebirge und das Mittelmeer hinaus; allein um die Beschauer recht zu stimmen und vorzubereiten, kam man erst durch ein Paar Zimmer, die ganz morgenländisch drappirt waren; durch kleine Fensterchen sah man über den Wipfel einer Palme oder über hohe Cacten hinaus. An diese Vorrichtung mußte ich denken, als ich durch das alte Franken in Nürnberg hineinrollte. So wie man in der Stadt Hof auf baierischen Grund kommt, fängt Alles allmälig an, die Phantasie zu unterstützen, die sich in's Mittelalter zurückzuträumen und für ihren Traum eine correcte und wohlgeordnete Scene zu haben wünscht.

Als wir durch Mönchberg passirt waren, befanden wir uns im Gebirge, und die Gegend nahm einen immer romantischern Charakter an. Alles lag in Abendbeleuchtung. Der Berg, der Ochsenkopf genannt, der größte hier, war ganz in nasse Wolken gehüllt; der Weg ward eng und finster; bei Bernach war er ganz von schroffen Felsenwänden eingeschlossen; links, einige Ellen über uns, lag ein verfallener Thurm, der wohl in alten Zeiten den Zugang hier beherrschte. Bernach selbst, mit seinen holperigen Straßen; die Lichter, die sich innerhalb der Fensterchen in den alten Häusern bewegten, das Musikstück des Postillons, das wehmüthig, wie die Melodie eines alten Volksliedes klang — Alles athmete uns Romantik in den Gedanken. Ich fühlte Lust, diesen Molltönen Worte unterzulegen, Worte vom Raubgrafen, der oben

im alten Thurme auf der Lauer lag, während die nürnberger Handelsherren mit ihren Waaren in den tiefen Hohlweg hineinfuhren; Worte vom Ueberfall in der mondhellen Nacht, so wie ihn der rothe und weiße Main sah und ihn später dem Bruder Rhein an den Rebenufern erzählte.

Wir fuhren durch Bayreuth, Jean Paul's Stadt, und bald im Morgennebel entdeckten wir das alte, großartige Nürnberg.

Als ich dieser Stadt recht nahe kam, ihre alten grasbewachsenen Wallgraben sah, und ihre doppelten Mauren, und die vielen Thore mit Thürmen, wie emporgerichtete Kanonen gestaltet, und die wohlgebauten Straßen, die herrlichen Brunnen und die gothischen Gebäude, da mußte ich erkennen: Du bist doch die Hauptstadt Baierns! zwar hast du deine Krone der Stadt München abstehen müssen, allein deine königliche Würde, deine eigenthümliche Größe trägst du noch immer! Unter deinem Scepter reichten sich Bürgerfleiß, Kunst und Wissenschaft die Hand; weit über Land erschollen Adam Kraft's Hammerschlag und Meister Conrad's und Andreas' Glocken; Albrecht Dürer's Bilder sangen Nürnbergs Namen noch lauter, als der Schuhmacher Hans Sachs es vermochte, und doch hatte der gute Meister eine unsterbliche Stimme; Peter Vischer ließ daß Erz in kecke Schönheitsbilder fließen, wie sein Gedanke sie schauete; Regiomontan erhob deinen Namen bis zu den Sternen, während deine Kinder durch ihn größer wurden und das Nützliche und Edle begriffen. Der Marmor formte sich zum schönen Bilde, der hölzerne Klotz zum Kunstwerk.

Der Postillon blies durch Nürnbergs Straßen. Die Häuser sind von einander verschieden und doch mit demselben Charakter geprägt, und alle sind alt, aber wohler-

halten; die mehrsten sind grün gemalt, einige tragen Bilder an der Mauer, andre sind mit hervorspringenden Erkern und Altanen geziert; gothische Fenster mit kleinen achteckigen Scheiben werden von dicken Mauern eingeschlossen; auf den spitzigen Dächern prangt die eine Reihe Luken über der andern, und jede Luke trägt ein Thürmchen. In große eherne Schalen fallen die Springwasser, von künstlich geschmiedeten Gittern umschlossen. Doch — so etwas kann man nicht erzählen, das muß gemalt werden! Wäre ich dessen fähig gewesen, ich hätte mich hingestellt auf die alte gemauerte Brücke über den Fluß, dessen gelbe Gewässer wie Pfeile dahinschießen, und ich hätte alle die seltsam hervorspringenden Seitenhäuser abgezeichnet, und das gothische Gebäude, das auf Bogen, worunter das Wasser strömt, über den Fluß herausragt, und einen kleinen hängenden Garten mit hohen Bäumen und blühenden Hecken an sich schließt. Könnt' ich malen, so würde ich auf den Markt gehen, mich durch die Menge drängen und den Springbrunnen dort skizziren; zwar prangt er nicht, wie in alten Tagen, mit reicher Vergoldung, aber alle die prächtigen Metallfiguren stehen noch da. Die sieben Kurfürsten, Judas Maccabäus, Julius Cäsar, Hector — ja, das sind berühmte Leute! ganze sechzehn schmücken die untere Säulenreihe des Brunnens, und oben tritt Moses mit allen Propheten hervor. Wäre ich Maler, ich ginge zum Grabe des heiligen Sebaldus, wenn das Sonnenlicht durch die bunten Kirchenfenster auf die Apostelstatuen fällt, die Peter Vischer aus Erz goß, und Kirche und Grab würden dann gezeichnet, wie sie sich in meinem Auge abspiegelten; allein, ich bin nicht Maler, ich kann es nicht wiedergeben. Ich bin Dichter, und daher fragte ich nach Hans Sachse's Haus; man führte mich in eine Seitengasse

und zeigte mir ein Haus; es hatte alte Formen, aber es war ein neues Gebäude; Hans Sachse's Bild prangte mit seinem Namen daran, allein es war doch nicht das Haus, wo er lebte und Schuhe nähete. Es war die Stelle, Alles aber war neu. Namen und Bild deuten an, daß hier ein Wirthshaus sei, das seinen Namen und sein Portrait als Schild trägt. 6263 Lustspiele, Trauerspiele, Lieder und Meistergesänge sollen hier geschrieben sein.

Vom Dichterhause ging ich zum Königsschlosse, und dieses Gebäude steht in Allem mit dem alten Nürnberg im Einklange; ritterliche Pracht außerhalb und traulich drinnen; die Mauern sind hoch, der Burghof selbst eng, aber die große grüne Linde, die hier wächst, hat Duft und Sage, die den Ort heimlich und lieb machen. Die kleinen Zimmer, wo so viel Großes sich gerührt hat, scheinen sich dem Gedanken auszudehnen, indem jeder Fleck sein eignes Interesse hat*). Die bunten Wappen am Gewölbe, die alten Heiligenbilder mit steifen goldnen Glorien, womit die Wände geziert sind, geben sogar der kleinsten Kammer eine eigne Größe, welche der Gedanke einem jeden Dinge verleiht, das die Phantasie in Bewegung setzt.

---

*) In einem der Zimmer hängt in einem großen vergoldeten Rahmen ein Gedicht, das diesen Gedanken ausspricht; es ist in unsrer Zeit von einem Buchbinder Schneer, der in Nürnberg wohnt, geschrieben, und lautet also:

»Enge wohnte man sonst, weit war es aber im Herzen.«
Also ertönte uns jüngst Ludwig's begeisterter Spruch.
Drum — ist klein auch die Burg, in der einst die Kaiser gewohnet,
Fühlt sich gewiß hier Sein Herz heimisch im engen Gemach.

Die Oefen — alle von Thon, groß und grüngemalt — könnten mit ihren Tausenden vergoldeter Figuren, ihren christlichen und heidnischen Bildern, Stoff zu seltsamen Abenteuern geben. Welche Abende könnte das Kind erleben und verträumen, wenn das Feuer im Ofen die wappenbemalten Wände erhellte, und die goldnen Figuren hervorträten und wieder verschwänden, je nachdem die Flammen leuchteten; mit den Gedanken des Kindes würde Brentano uns ein unsterbliches Abenteuer ordnen können.

So dachte ich eben, als ich, begleitet vom Schloßvogt, der mir Jahreszahlen und Namen hersagte, seinen kleinen Knaben betrachtete, der uns folgte, aber manchen Augenblick uns verließ, um in einem Fenster zu spielen. Lieber hätte ich hier zutraulich mit dem Kleinen gesessen, und hätte ihn gehört Wahrheit und Träume erzählen, und Anderes sind im Grunde doch nicht die mehrsten Erzählungen, die die Aelteren uns geben und historisch nennen. Ich möchte in der mondhellen Nacht mit ihm stehen und hinaussehen über die alte gothische Stadt, deren Thürme gegen die Sterne zeigen, als wollten sie sie deuten; über die Ebene hinausschauen, wo das Posthorn erklingt und an Wallenstein's Reiter denken, die hier zum Kampfe bliesen; in den Nebeln, die über die Wiese hinschweben, würde ich die schwedischen Reiter sehen, die für ihren Glauben kämpften. Ich möchte mit dem Kleinen unter der Linde im engen Schloßhofe sitzen, und mit ihm sehen, was die Sage von Eppelin, dem wilden Ritter von Gailingen berichtet. Von seiner Ritterburg belauerte er jeden Zug der nürnberger Kaufleute, die mit ihren Waaren zur Stadt fuhren; wie der Falke schlug er auf seine Beute herab. Doch jetzt war der Falke gefangen; der wilde Ritter schmachtete in dieser Burg, wo die Linde

wächst. Der Todesmorgen kam und es wurde ihm, wie nach alter schöner Sitte einem jeden zum Tode Verurtheilten, vergönnt, noch vor seinem Tode sich die Erfüllung eines Wunsches auszubitten, und der Ritter bat darum, noch einmal sein treues Roß reiten zu dürfen.

Und das Roß wieherte vor Freude, trug stolz seinen Herrn im kleinen Hofe herum, und der Ritter streichelte seinen kräftigen, schlanken Hals. Dem edlen Thiere schienen die Muskeln zu schwellen, seine Hufe schlugen das Steinpflaster. Immer kräftiger, immer rascher flog es im Kreise, daß die Gefangenwärter und die Kriegsknechte sich dicht an die Wände drücken mußten, um ihm recht Platz zu geben, und das thaten sie getrost; denn das Burgthor, wußten sie, sei fest geriegelt, entweichen konnte ihnen der Ritter nicht. Hätten sie aber im Auge des Pferdes lesen können, was da geschrieben stand, sagt die Chronik, so würden sie das Pferd im Fluge angehalten und die starken Hände des wilden Ritters gebunden haben. Und was stand denn im Auge? Es sprach seine stumme, aber flammende Sprache:

»In diesem jämmerlichen Hofe darf dein ritterliches Blut nicht fließen! hier darf dein thätiges, wüstes Leben nicht endigen! Sollte ich dich nicht mehr in die muntere Schlacht, durch die tiefen Hohlwege und die grünen Wälder tragen? sollte ich nicht mehr, von deiner tapfern Hand gereicht, den Hafer fressen? Verlasse dich auf meine ungeheure Kraft, ich rette dich!«

Und das Roß erhob sich; der Ritter drückte ihm die Sporen tief in die Seiten, athmete tief, beugte sich über den Hals des Thieres hin; — aus den Hufeisen stoben Funken, und das halbe Wunder war geschehen, denn das Pferd stand auf der Ringmauer, und bald flogen beide

über den breiten Burggraben und waren gerettet *).

Wenn der Wind in den Blättern der Linde säuselt, erzählt er davon.

Unter der Burg, in der Straße dicht dabei, liegt ein altes Haus mit Fachwerk gebaut, aus drei Geschossen bestehend, von denen das eine über das andere herausragt; hier steht jeder Fremde still und beschaut es. In der Hausflur hangen Wappenschilder, von den verschiedenen Städten Baierns hergesandt; welches Haus ist denn dieses? Gehen wir nur einige Schritte um die Ecke, und auf dem kleinen Platz steht des Eigenthümers kräftiges Bild; das Metall blitzt in der Sonne, es ist Albrecht Dürer's Denkmal von Rauch **).

Der kräftige Geist, der in Regiomontan, Dürer und Peter Vischer rege war, ist nicht verschwunden; es ist noch Kraft und Gewerbfleiß in dieser Stadt. Zwar lernte ich während meines kurzen Aufenthalts nur ein Haus hier kennen; allein Alles darin trug das Gepräge von dem, was man die alte, gute Zeit nennt. Der Hausvater war das Bild jener Biederkeit und Tüchtigkeit, welche die Stadt von ihren alten Bürgern erzählt. Es war der Buchhändler Campe, ein liebreicher, kräftiger Mann, der einzige, mit dem ich hier lebte; aber er

---

*) Vollständiger findet man diese Sage in »Nürnbergische Denkblätter, 1840.«

**) Es wurde am 21sten Mai 1840 errichtet. Begeisterte Gesänge erschollen aus der Jugend Brust; bei der Illumination las man folgende Inschrift an Dürer's Haus:

»In diesem Hause schuf einst Dürer seine Werke,
Und hier that ihm die Kunst den Freudenhimmel auf,
Und höher stieg er stets mit neuer Kraft und Stärke —
Er lebte, liebte, litt, und — schloß hier seinen Lauf.«

war auch der beste Repräsentant, den die Stadt einem Dichter, der begeistert und wahr von ihr reden sollte, bieten konnte.

Nürnberg gleicht einzelnen kräftigen Alten, in denen sich die Jugend noch regt, in denen der Gedanke beweglich genug ist, sich den jugendlichen Ideen anzuschließen. Ein redendes Beispiel ist die Eisenbahn von Nürnberg nach Fürth; diese Bahn war die erste, die in Deutschland angelegt wurde. Das alte Nürnberg war die erste Stadt, die auf den gigantischen Gedanken der jungen Zeit einging, die Städte durch Dampf und eiserne Bänder an einander zu ziehen.

IX.

Erfüllung eines Wunsches.

Als ich ein Kind war, hatte ich einen Guckkasten, in welchem alle die Bilder aus einem alten Buche herausgeschnitten waren. Jedes Bild zeigte ein gothisches Gebäude, ein Kloster oder eine Kirche, und vor diesen standen künstlich ausgehauene Springbrunnen. An jedem Stücke aber las man darunter den Namen der Stadt, und dieser war an allen: Augsburg. Wie oft habe ich diese Bilder angestaunt, wie oft war ich in Gedanken in sie hineingetreten; nie aber konnte ich erfahren, was wohl hinter der Straßenecke sein möge.

Und jetzt — stand ich ja mitten in der Wirklichkeit dieser Bilder; ich war in Augsburg selbst! Je mehr ich sie betrachtete, diese alten Häuser mit bunten Gemäl-

den an den Mauern, die gezackten Giebel, die alten Kirchen und die Bildsäulen um die Springbrunnen herum, je mehr schien es mir ein völliger Zauber zu sein. Ich war mitten im Guckkasten, der Wunsch meiner Kindheit war erfüllt. Wollte ich es, konnte ich sogar erfahren, was hinter der Straßenecke sei.

Ich erkannte diese Straßenecke wieder, ich ging um sie herum, und fand — Bilder, und zwar solche, die ich als Kind nicht ahnen konnte, ja die damals nicht die Welt, geschweige denn Augsburg hätte ahnen können. Hier war eine Ausstellung von Daguerrotypbildern, die ein Maler, Isenring von St. Gallen, eröffnet hatte. Nur wenige Prospecte und architectonische Stücke waren da, aber eine Menge Portraits von verschiedener Größe, alle mit dem Daguerrotyp aufgenommen; sie waren ganz ausgezeichnet; man konnte sehen, daß sie ähnlich sein müßten; es war, als betrachtete man sie auf einer stählernen Platte, worin sie gestochen waren, und jeder Zug war so genau angedeutet, sogar das Auge hatte Klarheit und Ausdruck; am vorzüglichsten war in den Kleidern die Seide angegeben, man glaubte, sie rauschen zu hören. Hier waren auch einige Versuche, den Portraits Farbe mitzutheilen; allein alle sahen aus wie Gesichter in der Nähe eines starken Feuers; die Beleuchtung war zu röthlich. Ein solches Portrait entsteht in wenigen Minuten.

Dachte ich es doch als Kind! Könnte ich nur um die Ecke kommen, so würde ich neue Bilder sehen! Und die sah ich, ja die neuesten, welche die Zeit uns gebracht hat.

Wie wünschte ich, wenn ich damals in den Guckkasten sah: ach könnte ich doch die breite Treppe hinaufsteigen, und durch die große, altmodische Thüre hineingehen! Jetzt konnte ich es, und ich that es, und stand in

der untersten Halle des prächtigen Rathhauses. Eherne Büsten römischer Kaiser starrten den kolossalen Adler an, der, wie sie, aus Bronze gegossen, doch beweglicher war. Napoleon gebot ihm einmal nach Paris zu fliegen; des Kaisers Vogel sollte ja in des Kaisers Hauptstadt sein. Und der Vogel flog, aber auf der Grenze, wo der straßburger Thurm wie ein Eckstein steht, ruhte sich der Adler aus. Bei Tagesanbruch krähte der gallische Hahn, wie der Hahn krähte, als Peter den Herrn verrieth. Große Begebenheiten kamen zur Welt — da flog der Adler wieder nach dem alten Augsburg zurück, wo er noch still sitzt und grübelt. Sieh, das sah ich, als ich die breite Treppe hinauf und durch die große, altmodische Thüre kam.

Könnte ich doch in den Guckkasten hineinkommen! wünschte ich als Kind; und ich kam hinein auf die einzige vernünftige und wünschenswerthe Weise; zwar dauerte es einige Jahre, ehe es in Erfüllung ging, allein erfüllt ward es doch! — Ich war in Augsburg.

X.

München.

Der ältere Theil der Stadt München kommt mir vor wie ein alter Rosenstock, aus dem jährlich neue Zweige heraussprossen; jeder Zweig aber ist eine Straße, jedes Blatt ein Pallast, eine Kirche oder ein Monument, und Alles hat ein so neues, frisches Aussehen, denn es hat sich in diesem Augenblicke entfaltet.

Unter den Alpen, wo die Hopfenranke sich über die Hochebene schlängelt, liegt das Athen Germaniens. Hier lebt man billig; hier sind viele Kunstschätze zu sehen, und hier habe ich viele liebenswürdige Menschen gefunden, die mir theuer geworden; allein leben möcht' ich doch nicht hier, wo die Kälte härter ist als in Dänemark, wo die kalten Winde von den Alpen über das hochliegende Baierland eisig hinfahren, und wo die Alpen selbst locken wie der Venusberg, »dahin! dahin!« singend. Hinter diesen dunkelblauen, kühnen Bergen liegt Italien.

Jede Stadt, von dem ewigen Rom an bis zu unserm grabstillen Soroe *), hat ihren Charakter, mit dem man vertraut werden, ja mit dem man verwachsen kann; München aber hat etwas von allen Städten; man weiß nicht, ob man im Süden oder im Norden ist, ich wenigstens werde hier von einer gewissen Unruhe erfüllt, von einer Lust wieder fortzugehen.

Fände man nun, daß meine Darstellung von München zerrissenen und sich widersprechenden Bildern ähnlich sei, so habe ich, nach dem Eindrucke, den die Stadt auf mich gemacht hat, eben die richtigste Schilderung getroffen. Alles scheint mir hier Widerspruch, Katholicismus und Protestantismus, griechische Kunst und bairisches Bier. Einheit habe ich hier nicht gefunden; jede schöne Einzelnheit schien von ihrer eigentlichen Heimath hierhergerufen und um das alte München her aufgestellt, welches eine Stadt ist wie hundert Städte in Deutschland. Das Posthaus mit seinen rothen Wänden und schwebenden Figuren ist von Pompeji hergeholt; das neue Schloß ist

---

*) Ein Städtchen in Seeland, wo ein höheres Gymnasium errichtet ist.

ein Abbild des herzoglich toskanischen Pallastes in Florenz, Stein für Stein sind sie einander gleich; die Aukirche mit ihren gemalten Fenstern, ihrem kolossalen Spitzenthurm, worin die einzelnen Fäden mächtige Steinblöcke sind, erinnert an die Stephanskirche in Wien, während die Hofkirche mit ihren Mosaikbildern auf vergoldetem Grunde uns nach Italien versetzt. Eigenthümlich und großartig habe ich in München nur eine Partie gefunden und das ist die Ludwigsstraße; die hier in sich widersprechendem Stil aufgeführten Gebäude schmelzen in eine Einheit zusammen, wie sie die verschiedensten Blumen in einem Kranze bilden können. Die gothisch gebaute Universität, die italienischen Palläste, sogar der Garten daneben mit den gemalten Bogengängen, bieten hier ein abgerundetes Ganze dar. — Käme man mir durch diese Straße, und würde man alsdann in Schwanthaler's und Kaulbach's Ateliers geführt, — ich glaube man hätte das beste Bild von dem, was München jetzt sein soll; will man es aber sehen, wie es in der Wirklichkeit ist, so muß man auch nach dem Bockskeller, wo die behaglichen Bürgerfamilien bei ihrem Bierkruge sitzen, und Rettige und Brod essen, während die Jugend zur Geige tanzt; man muß die langen Straßen, die im Baue sind, oder vielmehr die Landstraßen, wo an den Seiten Häuser gepflanzt werden, durchtraben.

Die Mehrzahl der jungen Künstler, welche nach Süden reisen, halten sich lange in München auf und reden nachher mit großer Begeisterung von ihrem Aufenthalte dort. Daß sie aber hier so lange verweilen, liegt, glaube ich, mehrentheils daran, daß das Leben hier so auffallend billig ist, und kommen sie gerade vom Norden, so ist München die erste Stadt, wo etwas für sie zu sehen ist. Die mehrsten wahren Künstler sind natürlich und lie-

benswürdig; gemeinschaftliche Liebe zur Kunst knüpft sie an einander, und im köstlichen bairischen Bier, das nicht theuer ist, wird Brüderschaft getrunken, welche später einen Glanz auf die Stadt wirft, die den Hintergrund so vieler lieben Erinnerungen bildet.

Die Kunstliebe des Königs Ludwig von Baiern hat Alles, was wir in München schön nennen, hervorgerufen; durch ihn hat manches Talent Gelegenheit gefunden, die Flügel zu entfalten. König Ludwig ist Dichter; allein er schreibt nicht bloß Gedichte mit Dinte und Feder, die großartigeren läßt er aus Marmor und Farben entstehen. Sein Walhalla ist ein Marmorwerk, aufgestellt an der Donau da, wo sie das alte Regensburg besucht. In Schwanthaler's Atelier sah ich die mächtigen Figuren, die in ihrer Zusammenstellung das Fronton gegen die Donau schmücken, und uns die Hermannsschlacht vor Augen führen sollen. Noch eine Dichtung derselben Art, ein großer Gedanke, ist der Main- und Donau-Canal, der die Nordsee mit dem schwarzen Meere in Verbindung setzt. Auch in Schwanthaler's Atelier sah ich die Titelvignette dieses Werkes, wenn ich das Monument, welches die Flußnymphe Donau und den Flußgott Main darstellt, so nennen darf.

Der Königsbau, welcher, wie schon oben erwähnt, in seinem Aeußern eine Wiederholung des Palazzo Pitti in Florenz ist, hat dagegen in seinem Innern, wenn wir die pompejanischen decorirten Zimmer und den prächtigen Rittersaal mit den vergoldeten Kurfürsten überspringen, einen Duft von Deutschheit, welcher der Phantasie und dem Gedanken wohl thut. Von den Wänden strahlt in Bildern, was Deutschlands Barden gesungen und was das Volk sich angeeignet hat; in kühnen Umrissen offenbart sich hier das Lied der Niebelungen; der Taucher

stürzt sich in den kochenden Strudel; Leonore reitet im Mondscheine mit dem Todten, und der Erlkönig lockt das Kind, das mit dem Vater durch das Gebüsch reitet.

Eine schöne Wendeltreppe führt auf das flache Dach des Schlosses, von wo man die ganze Isarebene übersieht, und die Alpen, die in mir wenigstens immer Unruhe und Reiselust wecken; diese Gefühle glaubte ich auch in Allem unter mir zu spüren. Das Posthorn erklang und der Eilwagen rollte; ich sah den Rauch des pfeilschnell fliegenden Locomotivs, das die Wagenreihe auf der Eisenhahn führte, und unten im Schloßgarten, wo der Isarfluß sich verzweigt, brauſ'te das Wasser mit einer Kraft wie ich es nie in einem Garten sah. »Vorwärts! Vorwärts!« war die Losung des Ganzen. Sogar Straßen und Häuser in der neuen Stadt wollen sich ja nicht recht an einander schließen. Die Pinakothek, mit ihren erhobenen Fenstern im Dache, hat von hier aus das Aussehen eines Treibhauses, und das ist sie auch; dort, wie in der Glyptothek, wandert man unter den schönen Gewächsen der Kunst, aus allen Ecken der Welt zusammengeführt. In der Pinakothek werden die Farbenpflanzen getrieben, und die Säle sind ebenso prächtig wie die Gewächse; in der Glyptothek stehen die unsterblichen Marmorgewächse mit Scopa's, Thorwaldsen's und Canova's Namen, und wie mit duftenden Schlingpflanzen prangen die Wände in Farben, die der Nachwelt von Cornelius, Zimmermann und Schlotthauer erzählen werden.

Dem Königsbau am nächsten ist das Theater, ja, es ist sogar durch ein kleines Angebäude mit jenem verbunden. Es ist sehr großartig, die Maschinerie bewundernswürdig, die Decorationen sind prächtig. Es herrscht aber hier eine Unsitte, und zwar die störendste, nämlich das alle Illusion zernichtende Hervorrufen. Nie sah ich sie

von einer grelleren Wirkung, als eines Abends während der Aufführung der Oper »Guido und Ginevra oder die Pest zu Florenz.« Im vierten Akt ist die Bühne in zwei Theile getheilt, davon der untere ein Grabgewölbe vorstellt, in welchem Ginevra, die man an der Pest gestorben wähnt, in ihrem Sarge ruht; der obere Theil der Bühne stellt die Kirche vor, wo Seelenmessen über ihrem Grabe gesungen werden. Die Trauernden entfernen sich, die Kirche wird leer und düster, es wird Nacht; der Todesschlaf der Ginevra ist zu Ende, sie erwacht, bald erkennt sie das Entsetzliche, daß sie lebendig begraben worden; die Musik ist hier höchst malerisch und von der ergreifendsten Wirkung. Mit der größten Anstrengung schleppt sie sich zur Treppe hinauf, die zur Kirche führt; allein die Fallthüre ist zugemacht, verzweifelnd hat sie nicht die Kraft sie zu heben. Da kommt eine Schaar wilder Kirchenräuber; die Pest ras'te ja in der großen Stadt; alles Gesetz, alle Liebe und Frömmigkeit ist verschwunden, sie plündern sogar die Todten und dringen in das Grab der Ginevra ein; hier werden sie aber von Entsetzen ergriffen, indem sie die Todtgeglaubte unter sich sehen; sie knieen nieder, und noch einmal versucht sie, durch die Treppe und die von den Räubern offen gelassene Klappe fortzukommen; es gelingt, sie steht in der Kirche, und laut jubelnd: »ich bin gerettet!« verläßt sie die Scene. Die Sängerin gab dieses lebhaft, sang schön, und die Musik war, wie gesagt, sprechend und ausdrucksvoll; allein jetzt fiel das Publikum ein mit einem Schreien und Hervorrufen, Ginevra zeigte sich wieder, und, um ihren Dank recht auszudrücken, lief sie mit der größten Leichtigkeit durch die Kirche, die Treppe herab in's Grabgewölbe, bis an die Lampen, machte ihre Knixe mit dem glückseligsten Gesichte, und hüpfte alsdann wieder fort

denselben Weg, den sie gekommen war, und wo man sie, wenige Minuten früher, sich als halbtodt hatte fortschleppen gesehen. Für mich wenigstens war von diesem Augenblicke an das ganze Schönheitsbild zerstört. — Das Repertoire des Theaters ist übrigens gut und interessant.

Doch — ich wende mich zu der Verherrlichung der Kunst in Baierns Hauptstadt, und die Namen Cornelius und Kaulbach treten hervor; ich rede zuerst von dem jüngern, von Kaulbach. Ein Jeder, der in der letzten Zeit in Berlin war, kennt wohl sein geniales, berühmtes Bild »die Hunnenschlacht.« Ich hörte mehrere Künstler, Leute freilich, die nach meiner Meinung nichts Großes geleistet haben, den Künstler sehr hart beurtheilen, und ihn als stolz und zurückstoßend beschreiben. Ich beschloß indessen, einen Besuch in seinem Atelier abzulegen; ich wollte den Mann sehen, und zugleich seine neueste Arbeit »die Zerstörung Jerusalems,« über welche Alle sich höchst verschieden aussprachen. Ohne irgend ein Empfehlungsschreiben begab ich mich nach seinem Atelier, in einem entlegenen Theile der Stadt beim Isarflusse. Ueber eine kleine Wiese, von einer hölzernen Einzäunung umgeben, gelangte ich in das vordere Atelier; der erste Anblick hier war ein lebendiges, höchst eigenthümliches Gemälde, wie ich es noch nie früher gesehen hatte; ein junges Mädchen, ein Modell, lag in einer schlafenden Stellung hingestreckt; mehrere junge Maler standen rundum beschäftigt, der Eine zeichnete, der Andere spielte die Guitarre und sang dazu ein Ora pro nobis, während der Dritte, eben als ich hereintrat, die Champagnerflasche knallen ließ. Ich fragte nach Kaulbach, und man führte mich in ein größeres Zimmer, wo der Künstler mir entgegen trat. Kaulbach ist ein junger Mann mit einem genialen Gesicht, er ist blaß und hat leidende Züge;

aber aus den stolzen Augen leuchtet eine Herzlichkeit wie die, mit der er mich empfing, indem ich ihm sagte, ich sei ein Fremder, der Niemanden habe, mich zu ihm zu führen, daß ich mich also selbst vorstellen müsse, wenn ich nicht München verlassen wollte, ohne ihn und seine Arbeiten gesehen zu haben. Er fragte nach meinem Namen, und als ich diesen nannte, war ich ihm nicht mehr fremd; er drückte mir die Hand, und wenige Minuten darnach waren wir schon alte Freunde. Wie viel Neid und Beschränktheit war doch in den Urtheilen, die ich über diesen genialen Künstler gehört hatte! Er führte mich zum Carton seines letzten großen Gemäldes, das schon eine Art Berühmtheit hat, und die Zerstörung Jerusalems vorstellt. Es war das erste Mal auf dieser Reise, das erste Mal während meines Aufenthalts in München, daß ich mich recht froh, entzückt, von großen, kräftigen Gedanken durchdrungen fühlte, und es war dieses Bild, das einen solchen Sonnenschein in meine Seele warf; Alles, was ich kürzlich bei andern jungen Malern gesehen und schön gefunden hatte, kam mir nur vor als Vorstudien zu diesem Werke. Ich hatte ein Gefühl mit dem verwandt, das man haben muß, wenn man, nachdem man einige kleine Lustspiele, Gedichte oder Novellen aus dem Alltagsleben gelesen hat, sich mit Dante's Divina Commedia oder mit Goethe's Faust beschäftigt; in diesen ist etwas so Großartiges, daß jene andere Schriften, wie vollendet sie auch, ihrer Art nach, sein mögen, doch in dem Augenblick so untergeordnet stehen, daß sie uns fast ohne alle Wirkung erscheinen. Und doch war es nur im Carton und sehr klein ausgeführt, daß ich dieses Werk von Kaulbach sah, welches gewiß einmal in der Kunstwelt einen Platz gewinnen wird, dem gleich, den Michel Angelo's Jüngster Tag einnimmt. Als Wendepunkt in

der Weltgeschichte, als eine Begebenheit von mehr als gewöhnlichem historischen Charakter, zeigt sich die Zerstörung Jerusalems, und so hat Kaulbach sie aufgefaßt und wiedergegeben, indem er seinen Stoff aus den Propheten und dem Josephus schöpfte. Oben am Bilde sieht man in den Wolken, von einer Glorie umgeben, Jesaias, Jeremias, Ezechiel und Daniel, welche den Fall Jerusalems verkünden und dem Volke zeigen, was in den Büchern geschrieben steht; unter den Propheten schweben die sieben Engel der Strafe, als Vollzieher des göttlichen Zornes. Man sieht die Noth des jüdischen Volks, der Tempel steht in Brand, die Stadt ist eingenommen, die Römer pflanzen ihre Adler um den heiligen Altar, während Titus mit seinen Lictoren über die eingestürzten Mauern hereinzieht. Im Vordergrunde sieht man den Hohenpriester des Tempels, der mit seiner Familie den Fall des Heiligthums nicht überleben will; zu seinen Füßen sitzen und liegen die Leviten mit ihren Harfen, welche an den Gewässern Babylons erklangen, damals als noch der Gedanke an Zion lebte, jetzt aber schweigen sie, denn Alles ist verloren. Rechts im Bilde zieht eine christliche Familie aus der Stadt, zwei Engel begleiten sie, die wogenden Palmzweige deuten auf den Märtyrertod; links sieht man den ewigen Juden, den Schuster von Jerusalem, der von drei Dämonen aus der Stadt gejagt wird; er ist der Repräsentant des jetzigen Judenthums, des Volkes ohne Heimath.

Lange hat mich kein Anblick so froh gemacht, und mich so mit Gedanken erfüllt, wie dieses Bild von Kaulbach. Der Künstler ging mit mir jede Einzelheit durch, und zeigte mir die besondern Studien, welche einzeln ganze schön ausgeführte Bilder waren. Nachher sah ich die Skizze zu seiner berühmten »Hunnenschlacht«; wie schweben

doch diese Riesengeister! wie herrlich hebt sich Attila, auf Schilden durch die Luft getragen! Ich sah die genialen Zeichnungen zu Göthe's Faust und zum Reinecke Fuchs, und verließ mit hoher Bewunderung den geistreichen, freundlichen Künstler, dessen Persönlichkeit mich ebenso sehr ansprach als seine Arbeiten.

Eins der größten Werke, das München von Cornelius besitzt, ist sein »jüngster Tag«, welcher sich in der noch nicht vollführten Ludwigskirche befindet. Vor sechs Jahren sah ich in Rom den Carton zu diesem Bilde; dort machte ich die Bekanntschaft des großen Künstlers. Zwei Abende vor meiner Abreise nach Neapel traf ich in der Osterie auf der Piazza Barberini im Kreise der Dänen einen Deutschen, den ich nicht früher gesehen hatte; er hatte durchdringende, kluge Augen, war sehr wohlredend, und ließ sich mit mir in Gespräch über neuere deutsche Literatur ein. Wir sprachen lange mit einander, und als er indessen aufstand, um wegzugehen, erbaten zwei meiner Landsleute sich die Erlaubniß, sich den nächsten Tag in seinem Atelier einfinden zu dürfen, um den Carton zu seiner neuesten Arbeit zu sehen. »Ich wünsche nicht gern,« sagte der Mann, »daß er von Vielen gesehen würde; kommen Sie indessen, mit der Bedingung, daß sie diesen Herrn als Einlaßkarte mitnehmen!« und er zeigte auf mich. Niemand hatte mir gesagt, wer derjenige sei, mit dem ich gesprochen hatte; ich hörte jetzt, es sei ein Maler, und von diesen giebt's in Rom vollauf. Ich dankte daher dem Manne für seine Einladung, fügte aber hinzu, daß ich bedauere, sie nicht annehmen zu können, indem ich schon übermorgen abreisen würde und den nächsten Tag noch einmal die Gallerie Borghese zu besehen wünsche. »Sie kommen!« sagte er lächelnd, indem er die Hand auf meine Schulter legte und sich schnell entfernte.

Kaum war er zur Thüre hinaus, als ein Paar meiner Landsleute mir scharf zusetzten wegen meiner unerhörten Unartigkeit, wie sie es nannten, eine Einladung von — Cornelius abzulehnen, »ich hätte es doch«, behauptete man, »seinen Augen, seiner ganzen Persönlichkeit absehen müssen, wer er sei!« Diese Fähigkeit hatte ich nun nicht. Indessen ging ich den folgenden Tag mit den Anderen zu ihm, und er empfing mich lächelnd: »sagte ich es nicht, daß Sie kommen würden?« — Da sahen wir den Carton zu dem jetzt so berühmten Gemälde. Unsre persönliche Bekanntschaft in Rom war also sehr flüchtig; erst hier in München ward es mir vergönnt, die liebenswürdige Persönlichkeit dieses großen Künstlers zu schätzen und herzliche Freundschaft von ihm zu empfangen.

Bei dem berühmten Maler Stieler, der, wie auch seine schöne, geistreiche Frau, mir so herzlich entgegenkam, traf ich mit Cornelius und mit dem Philosophen Schelling zusammen, Männer, deren Anerkennung und Freundschaft meinem kranken Gemüthe wohl thaten, — doch diese Erinnerungen gehören in das Album des Herzens, und nicht in dieses Buch, das Allen zum Durchlesen offen liegt.

Von kleinen Begebenheiten, deren man immer einige in einer fremden Stadt erlebt, wo man ein Paar Wochen verweilt, will ich eine mittheilen. Ich spazierte durch eine Straße in München, und kam an einem Buchladen vorbei, wo ich unter den Büchern eine deutsche Ausgabe von meinem Roman, dem 'Improvisator', in die Miniaturbibliothek der ausländischen Klassiker aufgenommen, ausgestellt sah. Ich ging in den Laden und begehrte das Buch; ein junger Mann reichte mir ein Bändchen, das den ersten Theil ausmachte.

»Ich wünsche den ganzen Roman,« sagte ich.

»Das ist der ganze!« antwortete er, »es finden sich nicht mehrere Theile; ich habe ihn selbst gelesen, mein Herr!«

»Ist es Ihnen denn nicht aufgefallen,« fragte ich, »daß er etwas abgebrochen endigt, daß man eigentlich keine Auflösung erhält?«

»Ja wohl!« erwiederte er, »allein das ist in diesem wie in den französischen Romanen. Der Dichter deutet einen Schluß an, und den muß man sich dann selbst ausmalen.«

»Das ist doch hier nicht der Fall!« unterbrach ich, »Sie haben mir nur den ersten Theil gegeben.«

»Ich sage Ihnen,« sagte er halb böse, »ich habe das Buch gelesen!«

»Aber ich habe es geschrieben!« antwortete ich. Der Mann maß mich von Kopf zu Fuß, widersprach nicht, allein ich konnte es seinem Gesichte absehen, daß er mir's nicht glaubte.

An einem der letzten Abende meines Aufenthalts hier, war, das wußte ich, in der dänischen Heimath, in dem Hause, wo ich als Sohn und Bruder betrachtet werde, ein Hochzeitsfest. Ich ging eben spät längs den Ufern der Isar; auf der entgegengesetzten Seite kam eine Schaar lustiger junger Leute einhergezogen; sie ließen sich eine brennende Fackel vorantragen, und der rothe Schein bebte auf der Wasserfläche; sie sangen lustige deutsche Lieder, während die Sterne zwischen den nackten Baumzweigen glänzten; in meinem Herzen war auch Gesang und Fackelglanz. Die Brieftaube flog mit meinem Gesange nach Norden, zur Heimath in der Heimath, als ich über die Alpen fuhr. Hier ist der Gesang:

Der durch Thränen lächelnden, seligen Braut
Sei das Lied gebracht
Vom Wandrer, der traurig und fremd beschaut
Der Städte Pracht.
Euch hat nun vereinet die ewige Macht!
Um Euch jubelnd die Freunde treten,
Dort ist Becherklang,
Dort ist Brautgesang,
Doch ich — kann nur für Euch beten!

Ob ich wohl Euch Alle mit frohem Muth
Einst wiederseh'?
Du warst mir Schwester, so mild und gut!
Gott's Wille gescheh'!
Bald wandre ich über der Alpen Schnee.
Von den blühenden Rosen, den prächtigen Städten
Eilt der Thränenblick
Nach dem Norden zurück,
Und dann — werd' ich für Euch beten!

XI.

Tyrol.

Alle Berge waren mit Schnee bedeckt, die düstern Tannen waren wie überpudert; links deutete ein leerer, dunkler Streif das Bett des Innflusses an; von dort dampften Wolken, wälzten sich hervor wie Nebel, und wurden vom Winde getrieben, indem sie den Schnee und die Tannen am Abhange des Berges bald verbargen, bald hervorhoben.

Grenzsoldaten in großen grauen Mänteln, klotzigen wollenen Handschuhen und das Gewehr auf der Schulter, begegneten uns in der frischen, kalten Morgenstunde.

Wir hatten Seefeld verlassen und waren jetzt auf dem höchsten Punkte des Berges; wir sahen das ganze Innthal tief, tief unter uns. Gärten und Felder dort unten nahmen sich aus wie die Beete eines Küchengartens, der Inn selbst schien uns eine schmale Rinne mit Wasser gefüllt. Dicht bei uns Ruinen, rundum Wolken mit Sonnenschein und starken Schlagschatten — nein, dergleichen kann nicht in seiner Ganzheit gemalt werden, und in dieser eben hat es seine größte Kraft. Außerhalb der Wirklichkeit kann diese Größe sich nur in der Erinnerung beim Tyroler selbst offenbaren, wenn er, fern von seiner Heimath in fernen, flachen Ländern, seine einfachen, melodischen Gesänge singt; doch Eins vermißt er, Eins giebt es, das die Erinnerung nicht wiedergeben kann, und eben das ist es, was den Nimbus der Natur um diese Gegenden ausmacht, das ist das tiefe Schweigen, die Todtenstille, welche durch das einförmige Knarren der Räder im Schnee, und durch den Schrei der Raubvögel hervorgehoben wird.

Als ich vor mehreren Jahren auf meiner Reise nach Italien denselben Weg kam, hielt ich mich einige Tage dort unten in Innsbruck auf, und machte mehrere Wanderungen in's Gebirge mit einem jungen Schotten. Er fand eine große Aehnlichkeit zwischen der hiesigen Natur und der in seiner Heimath bei Edinburg. Die spielenden Kinder vor den Bauerhäusern, die Quellen, welche überall hervorsprudelten, der Klang der Glocken am Halse des Viehes, Alles war wie in seiner Heimath; ihm wurde ganz weh zu Muthe, und als ich, um ihm das Bild zu verstärken, eine bekannte schottische Melodie

zu singen anfing, brach er in Thränen aus und wurde krank. Wir mußten uns hinsetzen, und, sonderbar genug, als ich mich umsah, stand an dem einsamen Ort, zwischen den nackten Felsenblöcken, ein hölzernes Denkmal, worauf hebräische Buchstaben gemalt waren. Ich fragte einen vorbeigehenden Hirten, was dieses bedeute, und er sagte mir, ein Jude sei hier begraben; man habe keinen Gottesacker für die Art Leute, und man habe ihn also hier im Gebirge bestattet; einer seiner Glaubensgenossen aber, der mit ihm gereis't war, habe ihm dieses Denkmal gesetzt. Meine Phantasie ward durch diese Erzählung eben so sehr aufgeregt als das Gefühl des Schotten durch den Anblick der Natur, und doch vergaß ich ganz diesen Augenblick, der wie eine duftende Blume voller Poesie hier im Nu emporsproßte. Hundert Kleinigkeiten habe ich erinnert, doch diesen Augenblick nicht, und jetzt plötzlich, indem ich Innsbruck vor mir sah, indem ich an dem kleinen Bergsteg vorüberrollte, den ich damals hinaufging und wo noch, ganz wie an jenem Abend, die vielen Quellen plätscherten, da erwachte der Gedanke so lebhaft; es war mir, als fragten die Bächlein: erinnerst du dich dessen? Es war mir, als seien es nur wenige Stunden, seitdem ich hier war, und ich wurde gedankenvoll und zwar mit Recht. Wie viele Erinnerungen schlummern doch in unserer Seele; wie Vieles, das zu vergessen wir froh sein könnten; wenn nun auf einmal alle diese Erinnerungen erwachten! Ich denke an die Worte der heiligen Schrift: wir sollen Rechenschaft ablegen für jedes ungebührende Wort, das wir geredet! Wir erinnern sie wohl; die Seele, glaube ich, vergißt Nichts, Alles kann wieder erweckt werden, so lebendig wie in der Minute, da es geschah. Unsere Gedanken, Worte und Thaten sind Wurzeln und Gewächse, die wir in die Welt

hineinpflanzen, und einer ganzen Menge erinnern wir uns vollkommen; allein erst am Ende kehren wir uns um und sehen dann das Ganze in seinem Flor, und das ist das Paradies oder die Hölle, die uns zu Theil wird.

Soll ich Innsbruck zeichnen, so muß ich erst einen brausenden Strom abbilden, mit vielen Holzflößen, von zwei oder drei Männern gesteuert; ich muß starke hölzerne Brücken und schiefe Straßen mit Läden in den schwer gebauten Bogengängen, andeuten; eine Straße aber muß ansehnlich und breit sein, die Sonne muß dort auf die Altäre scheinen und auf den goldnen Mond, der die Madonna trägt. Leben und Verkehr müssen angegeben werden; Tyrolerinnen mit schwerfälligen Mützen, schlanke österreichische Officiere und Reisende mit ihrem Buche in der Hand müssen sich kreuzen, und so hätten wir denn das Bild der Stadt; allein der Rahmen ist großartiger, er giebt dem Bilde Relief; den Rahmen bilden die hohen Berge, welche, Gewitterwolken ähnlich, über uns herzuziehen drohen.

Bald fand ich denselben Spaziergang, den ich mit dem Schotten besucht hatte. Der Inn braus'te unverändert, die Holzflößen glitten unter den starken Brücken den Strom herab, ganz wie früher. Ich ging den Weg hinauf, wo die Quellen sprudeln; an allen Häusern prangt ein großes Madonnabild, das eine dem andern genau nachgebildet, dieselben Farben in der Kleidung, dieselbe Stellung der Mutter wie des Kindes. Ueber die Mauer herab, und die Fenster ganz bedeckend — nur ein kleines Loch war offen gelassen — hing wie ein großer Teppich die wachsgelbe Maisfrucht, um an der Sonne zu trocknen; muntre Kinder spielten in den Straßen — Alles war wie früher. Ich folgte dem Steg und stand zwischen den stillen Felsen, wo ich das Denkmal mit der hebräischen

Grabschrift gesehen hatte, und ich sah einen Theil, aber auch nur einen Theil davon; im Grase lag ein Stück Brett mit halb verwischten hebräischen Buchstaben; hohes Kraut schoß über den Pfahl hin, der es getragen hatte. Ich sang wieder mein schottisches Lied und betrachtete die Natur rundum; sie und das Lied lebten unverändert; ich dachte an meinen schottischen Freund, der vielleicht jetzt Familienvater ist und möglicherweise in diesem Augenblicke in seinem weichen Lehnstuhle saß, und, nach einem guten Mittagessen schlafend, vielleicht von diesem und jenem, das er erlebt hatte, träumte; vielleicht träumte ihm von diesem Ort, und im Traume sah er die Stadt, den Fluß und die Berge eben so leibhaftig wie ich sie sah, denn die Seele vermag es ja auch, die kleinsten Einzelheiten erinnernd zu malen; vielleicht träumte ihm, ich sänge ihm das schottische Lied an dieser Stelle, und er erwachte, schaute sich um und sagte: »Das hatte ich ganz vergessen! wie man doch träumen kann!« Und doch war eben der Traum eine reine Wirklichkeit, denn ich stand wieder am Grabe und sang die schottische Melodie.

Die blanken Messingkugeln auf den hohen Kirchthürmen unten in der Stadt schienen in der Abendsonne; ich ging hinab; die Hofkirche stand offen, wie es in katholischen Ländern Gebrauch ist; das Licht fiel röthlich durch die großen Fensterscheiben. Vom Eingange bis zum Chor hinauf stehen kolossale Metallfiguren der deutschen Kaiser und Kaiserinnen, wahrscheinlich alle zur selben Zeit und von demselben Meister gegossen. Können sie auch nicht zu Kunstwerken gerechnet werden, so geben sie doch der Kirche ein eigenthümliches Gepräge; sie scheint ein aufgeschlagenes Legendenbuch zu sein, das von der Ritterzeit erzählt. Sogar das weiße Denkmal im Gange links

paßt gut, wo nicht als ein Theil des Bildes, doch als eine frische Blume, die in das Buch als duftendes Zeichen hineingelegt worden; es ist eine Alpenpflanze, welche von den kräftigen Bergen, von der Liebe zur Heimath, von der Treue gegen den Kaiser des Landes erzählt; es ist Andreas Hofer's Denkmal. Die Fahne in der Hand, das Auge gen Himmel gerichtet, scheint der tapfre Tyroler zum Kampf für seine Berge, seinen Heerd und den Kaiser Franz vorzuschreiten.

Von Innsbruck führt der Weg über den Brenner nach Italien. Es war gegen Abend, den 4. December, als ich mit der Diligence, in Mäntel wohl eingepackt und isländische Strümpfe über die Knie heraufgezogen, den Berg hinauffuhr; man hatte mir vorausgesagt, es würde oben kalt sein, vielleicht läge der Schnee so hoch, daß man sich den Weg mit Schaufeln bahnen müßte. Daß es die schlimmste Jahreszeit sei, wußte ich; wir mußten aber hinüber. Der Weg geht immer im Zickzack aufwärts, und es geht nur langsam. Der Anblick rückwärts ist großartig, und wird mit jedem Schritte von größerer Wirkung. Die Luft war ganz rosenroth; die Berge mit dem Schnee sahen einer scheinenden Silberwolke ähnlich, und je nachdem der rothe Dämmerschein in der Luft verschwand und diese immer reiner blau wurde, lag die Nacht im Thale, die Lichter blitzten von der Stadt, als wäre ein Sternenhimmel unter uns. Der Abend war so still, daß wir den Schnee unter dem Wagenrade knistern hörten. Der Mond, der nur im ersten Viertel war, schien hinlänglich klar, um alle Gegenstände rundum im weißen Schnee zu beleuchten, ohne uns den Anblick des Sternengewimmels zu entziehen; mitunter sah man einen der Sterne klar und funkelnd neben einer Bergzinne, und es sah dann aus, als wäre

ein Feuer dort oben angezündet. Das Geleise ging neben dem tiefen, schwindelnden Abgrund, an dem kein Geländer ist. Nichts als hin und wieder eine mächtige Tanne, die mit ihren langen Wurzeln sich an dem jähen Abhang festhält. Im Mondenglanze sah es dort unten bodenlos aus. Welche Stille! Nur das Rieseln eines Baches war zu hören! Keinem Wanderer begegneten wir, kein Vogel flog an uns vorbei, und bald wurde es so kalt, daß die Eisblumen an den Kutschenfenstern festfroren, und wir sahen nur die Strahlen des Mondes, die sich an den Ecken der Blumen brachen. Wir hielten an in Steinach, wo wir uns in der Gaststube um einen Ofen mit messingenen Kugeln drängten, und uns mit einer frugalen Freitagskost erquickten, während der Kutscher den Wagen mit Heu füllte, damit wir die Füße warm halten konnten. Es lag nicht viel Schnee hier oben, aber bitterlich kalt war es! Gerade um Mitternacht passirten wir den Brenner, den höchsten Punkt, und obgleich die Kälte immer dieselbe war, fühlten wir sie doch weniger, indem wir mit den Füßen im warmen Heu und mit dem Gedanken im warmen Italien saßen, dem wir jetzt entgegen rollten. Die gefrornen Kutschenfenster fingen an aufzuthauen, die Sonne brach hervor, die Tannenvegetation wurde immer üppiger, der Schnee unbedeutender. »Es geht nach Italien!« sagten wir, und doch fror den Postillon draußen, daß seine Wangen und Nase dieselbe Farbe hatten, wie die Morgenwolken.

Der Weg folgt immer dem rauschenden Flusse; die Felsen umher sind nicht hoch und haben ein sonderbar verwittertes Aussehen; sie scheinen Tafeln mit halbverwischten Runen und Hieroglyphen. Oft bilden sie große Wände, welche die Ueberreste alter, verfallener, von Sturm und Regen gepeitschter Grabmäler zu enthalten

scheinen. Während mehrerer Stunden immer dieselben Formationen; es hatte wahrlich das Ansehen, als wäre man hier auf einem großen Gottesacker für das ganze Adamsgeschlecht; das todtgeborne Kind, der ärmlichste Bettler, ein Jeder hatte hier sein Monument; alle Geschlechter, alle Zeiten hatten das ihrige; sonderbar unter einander geworfen standen die Leichentafeln da. Der grüne Strauch, der durch die Felsenmauer hervorschießt, bildet einen lebendigen Federbusch im Helm des Ritters, wie der verwitterte Felsenblock ihn zeigt. Dort stand ein geharnischter Ritter mitten unter verunstalteten Zwergen, welche alle Halskrausen trugen; sie konnten nicht besser dargestellt werden, als die Zeit mit Sturm und Nässe es hier gethan hatte. In Jahrhunderten werden auch diese Bilder verwittert sein, allein neue bilden sich wieder, die Grabmäler eines andern Gottesackers für die Verstorbenen eines andern Jahrtausends, und unten braust der Fluß immer fort und trällert dasselbe Todtenlied.

Gegen Mittag waren wir in Botzen. Einzelne Laubhölzer hatten Blätter, das rothe Weinlaub hing noch an den Ranken; schöne weiße Ochsen zogen die Wagen der Bauern; der Kirchhof hatte gemalte Bogengänge; im Wirthshause wurde ebensoviel Italiänisch als Deutsch gesprochen, und auf dem Tische lag ein Theaterzettel, worauf mit großen Buchstaben stand: Lucia di Lammermoor, tragedia lirica. Wir waren dicht an Italien, obgleich noch auf deutschem Boden. —

Italien.

Erste Abtheilung.

Dem edlen Grafen,

Geheimen Staatsminister

Konrad Rantzau v. Breitenburg

in Holstein

und

Deutschlands großem Maler

Cornelius

in Berlin

bringe ich diese Skizzen von Italien.

I.

Eintritt in Italien.

Reisebilder.

1.

Ueber die Alpen kommt man in ein Land, wo der Winter wie ein schöner Herbsttag im Norden ist; so war er es wenigstens einmal für mich gewesen. Sechs Jahre waren verflossen, seit ich Italien verließ; jetzt war ich wieder hier, und in dem ersten Wirthshause auf italiänischem Grunde sollte der Willkommtrunk geleert werden. Die Diligence fuhr aber an dem ersten, zweiten und dritten Wirthshause vorüber, denn der Conducteur schlief; wir hätten wohl am besten gethan, seinem Beispiele zu folgen. Ich blickte verstohlen nach dem blauen Himmel, ließ das Kutschenfenster herab, um doch die Gesundheit in dieser Luft zu trinken; aber unsre Signora's schrieen laut auf bei dem kalten Windzuge, und so konnte ich nur davon nippen.

Es war noch nicht Tagesanbruch, als wir Verona erreichten. Das Hôtel della posta ist ein kaltes, unheimliches Haus; man gab mir ein gepflastertes Zimmer mit drei übernatürlich großen Betten. Einige Reiser loderten im Kamine, das Feuer war aber nur eine Augentäuschung, es wärmte nicht im geringsten. Ich ging zu Bette und schlief — schlief, bis die Sonne zum Fenster hereinschien. Ich stand auf und trank die Strahlen,

und diese sind im Grunde doch das köstlichste Getränk, das Italien bringen konnte. Aber ich wollte mehr Sonne haben, und ging daher aus, und als ich hier mehr bekam, wollte ich sie noch stärker haben. Es geht den Sonnentrinkern wie anderen Trinkern, sie wollen immer mehr und immer Stärkeres haben.

Die Sonne schien auf das prächtige Marmorgrab der Scaliger, auf den Sarkophag Romeo's und Juliens, auf das große Amphitheater; ich sah das Alles; aber die Sonne Italiens schien noch nicht in mein Herz mit dem Glanze, der alle meine Erinnerungsbilder vergoldete.

Wir stiegen zum Castell hinauf, um die prächtige Aussicht über die alte Stadt und den brausenden Fluß zu genießen, und hier erst offenbarte sich Italien — man lache nicht dieser Offenbarung, denn es ist Wahrheit. Das ganze Terrain, wo die Offenbarung stattfand, war zwar nur einige Ellen groß, es war ein grünes Salatbeet, nur grüner Salat, aber in freier Luft, in starkem Sonnenlicht, und die warmen Strahlen wurden von einer alten, ganz mit Epheu überwachsenen Mauer zurückgeworfen. Hier war es grün, hier war es warm, und doch schrieb man den 7. December. Der arme, grüne Salat, hier in freier Luft, im Schutz und Sonnenschein, war wie die Drapperie des Thrones, von welchem Italien mich begrüßte und mir zurief: »Willkommen!«

2.

Man sprach nur vom Kriege, vom erwarteten Kriege, den Frankreich bald mit Deutschland führen würde. Es war auf dem Wege ein Verkehr und eine Beweglichkeit, die auf Krieg deuteten. Der eine Rüstwagen mit Munition folgte dem andern, von reitenden österreichischen Sol-

daten begleitet; alle zogen sie, wie wir, nach der berühmten großen Festung Mantua.

»In acht Monaten,« sagte ein Norddeutscher, der mit mir in demselben Wagen saß, »werde ich eben diesen Weg zurückkommen; das sieht tröstlich aus! Wie schlüpft man durch die feindlichen Reihen?«

»Ich wohne hier auf der Ebene, in dem Städtchen Villafranca,« seufzte eine Dame; »wir sind nur wenige Stunden von Mantua entfernt. Uns stehen schreckliche Tage bevor!«

Ich wurde ernst gestimmt; doch, in den großen Lebensmomenten, wo ich selbst durchaus nichts ausrichten kann, habe ich des Türken festen Glauben an die lenkende Vorsehung, ich weiß, daß, was geschehen soll, das geschieht. Meine Gedanken wandten sich zu meinen Lieben in der Heimath, die schönsten Lichtbilder tauchten in meiner Seele auf.

Es war Abend geworden; die Luft war heiter und blau, der Mond schien, es war so still, ganz wie an einem schönen Herbstabend in Dänemark. Mantua lag vor uns! Mantua, sagte man, und ich war ganz in Dänemark, und nicht bloß in Gedanken, sondern in der Umgebung. Ich sah einen klaren, großen See, und dieser schien im Mondlichte von Wäldern umgeben, welche sich in einer eignen Bläue hoben. Die große lombardische Ebene, dieser See und die Wälder, welche im Grunde nicht da waren, sondern nur da zu sein schienen, führten mich plötzlich in die Heimath zurück; mir kamen Thränen in die Augen; man nenne es nicht Heimweh — denn ich war in der Heimath.

Man sagt, der Gram setze sich hinten auf das Pferd des Mannes und reite mit ihm, ich glaube es; aber die Erinnerung, das weiß ich, thut dasselbe, und sie sitzt

noch fester. Die Erinnerung schaukelte sich auf meinem Knie und legte ihr Haupt an mein Herz.

»Erinnerst du,« sang sie, »die großen, stillen Seen, von duftenden Buchenwäldern umschlossen? erinnerst du den kleinen Steg zwischen wilden Rosen und hohem Farnkraut; die Strahlen der Abendsonne spielen in den Zweigen der Bäume und machen die Blätter durchsichtig. Es liegt eine alte Ritterburg am See, mit zackigem Giebel, und der Storch nistet da oben — es ist schön in Dänemark!«

»Erinnerst du das braune, duftende Kleefeld, mit dem alten, mit Brombeerhecken und Schlehdorn bewachsenen Hünengrab? Die Steine drinnen in der Grabkammer scheinen wie Kupfer, indem die Abendsonne ihren rothen Glanz hineinwirft. Erinnerst du die grüne Wiese, wo das Heu in Schobern steht und einen süßen Wohlgeruch in die stille Luft verbreitet? Der Vollmond scheint, die Knechte und Mägde ziehen singend nach Hause mit ihren blitzenden Sensen. Erinnerst du das Meer, das schwellende Meer, das windstille Meer? — ja, es ist schön in Dänemark!«

Und wir rollten in Mantua ein, rollten über eine mächtige, bedeckte Brücke; die Mühlenräder brausten draußen — und wir waren in Mantua's Straßen.

3.

Es war das Fest der Madonna. Die prächtige Kirche strahlte von Lichtern; die Bilder in der Kuppel schienen zu leben, sie schwebten! es war, als werfe man einen Blick in den Himmel selbst. Weihrauchduft füllte die Gänge der Kirche; Musik und Gesang erscholl so jubelnd schön; sie athmeten Freude, wie wir Nordländer

sie uns nicht in einer Kirche denken können, und doch, wenn wir sie hier hören und die andächtig knieende Menge sehen, fühlen wir uns dadurch erhoben. — Aus der Kirche strömte die Menge auf den großen Platz hinaus, und dicht neben stand ein kleines Marionettentheater; die hölzernen Puppen schlugen die Köpfe gegen einander und fochten mit den langen Armen. Der Dialog wurde beklatscht; das war ein Leben und eine Lust.

Unter den hohen Bogengängen der Straße wandelten Spaziergänger auf und ab; Musik und Gesang ertönten aus den offenen Kaffeehäusern; ich nahm Platz in einem von diesen, wo eben ein Künstlerpaar sich hören ließ.

Der Mann war häßlich, verwachsen, ganz ein Zwerg; die Frau hingegen jung und schön. Sie spielte die Harfe, er die Geige; seine Stimme klang herrlich, es war der schönste Baß, so volltönend und biegsam; er sang mit Geschmack und Ausdruck. Alle die Umgebenden wurden aufmerksam, Niemand las mehr seine Zeitung, Niemand plauderte mit dem Nachbar; hier war Gesang zu hören, und die Italiäner haben Ohr für Gesang.

Ich bemerkte, daß die Frau einmal den Mann mit einem Ausdruck von Milde, mit einem so freundlichen Lächeln betrachtete, daß dadurch ihr Alltagsleben mir vorkam, wie ein Abenteuer, seine Häßlichkeit wie eine Bezauberung, die sie gut kenne; sein edleres Ich offenbarte sich ja im Gesange, und während dieses würde einmal die häßliche Larve fallen, und sie würde ihn schauen jung und schön, wie sie selbst war.

Alle Gäste spendeten dem Ehepaar einen kleinen Tribut; meiner rasselte in seinem Hute, als man mich nach dem Posthause rief. Das Gebäude ist ein aufgehobenes

Kloster; man geht durch Bogengänge, über einen alten Klosterhof und in die Kirche, eine recht große, italiänisch gebaute Kirche, welche jetzt zum Wagenschauer dient.

Die von dem Monde erhellte Luft außen warf soviel Licht in die Kuppel, daß die Umrisse dieser sichtbar waren. Der untere Theil der Kirche lag fast im Dunkeln; eine große Stall-Laterne hing, wo der Messingleuchter früher hing; die Diligence und die anderen Wagen wurden davon beleuchtet, rundum standen Koffer, Reisegut und Gepäck. Das Ganze machte auf mich einen unangenehmen Eindruck, denn es war zu viel hier, das an ein Gotteshaus erinnerte. Wo einer der Altäre gestanden hatte, war ein hölzerner Schuppen errichtet, den niedrigsten Bedürfnissen geweiht. Ich weiß nicht, mit welchem Gefühl der Katholik eine solche Verwandlung einer Kirche in einen Stall betrachtet; immer habe ich mir den Katholiken glühender für seinen Glauben gedacht, als den so wenig ceremoniellen Protestanten, — ich fühlte mich froh, als ich fortkam. Die Kirchenthür wurde geöffnet, und wo die Chorknaben die Rauchfässer vor der knieenden Menge geschwungen hatten, da stampften unsre Pferde, der Postillon blies und wir fuhren ab. Vier reitende Gendarmen begleiteten uns, denn der Weg war nicht sicher. Bald lag Alles einsam und still, wir sahen kein Licht mehr aus irgend einem Hause auf dem Wege scheinen. Wir näherten uns dem Poflusse, und überall zeigten sich Spuren der letzten Ueberschwemmung. Feld und Weg waren mit einem tiefen Schlamm bedeckt, wir konnten nur Schritt vor Schritt fahren. Am Flußufer lag eine einsame Fähre, so groß, daß Wagen und Pferde darauf hinausfahren konnten. Ein hölzernes Häuschen war auf dem Schiffe selbst errichtet, und drinnen brannte ein großes Feuer, um welches wir uns Alle in der kalten

Nacht zusammendrängten, während der Strom die Fähre hinüber trieb. Alles war so still, wir hörten nur den pfeifenden Laut der Rollen am Seile, woran unser Fahrzeug gehalten wurde, indem der Strom es vorwärts trieb. Die Flußfahrt war zu Ende; neue Gendarmen zu Pferde, in große Mäntel gehüllt, erwarteten uns.

4.

Mondschein und Sonnenlicht.

Es war nach Mitternacht; ich saß im rollenden Wagen; unsre reitenden Soldaten hielten sich dicht neben demselben; es war der schönste Mondschein. Eine große Stadt mit alten Mauern lag vor uns; jetzt wurde es schwarze Nacht, wir fuhren durch das Thor, und wieder strahlte das Licht. Wir waren in Modena. Wie ein seltsamer Traum voller Mondschein steht noch dieser Anblick vor mir. Alte Gebäude mit Bogengängen, ein prächtiges Schloß mit einem großen Platze offenbarten sich uns, aber Alles menschenleer und schweigend; nicht aus einem Fenster schien ein Licht zu uns heraus, keine lebende Seele bewegte sich in dieser großen alten Stadt; es war ganz zauberhaft. Wir hielten still auf einem kleinen Plätzchen, in dessen Mitte eine gemauerte Säule stand, deren Spitze eine Art Laterne bildete; eine Lampe brannte darin; »ewiges Licht« nennt man diese Art Altäre, denn Tag und Nacht wird die Lampe brennend erhalten.

In dem starken Mondglanze schien diese Flamme nur ein röthlicher Punkt, eine gemalte Flamme zu sein. Ein Weib in einen zerfetzten Mantel gehüllt saß an der Säule und schlief; sie lehnte den Kopf an das kalte Ge-

mäuer, ein schlafendes Kind lag vor ihr auf den Knien mit dem Kopfe in ihrem Schooß. Ich stand lange, diese Gruppe betrachtend; des Kindes Hand lag halb offen auf der Mutter Knie; ich legte ganz leise ein Silbermünzchen in die Hand, und das Kind öffnete die Augen, sah mich an, und schloß sie augenblicklich wieder. Was ihm wohl geträumt hat? Wenn es erwachte, hatte ihm der Mondschein Silber in die Hand gelegt.

Bei Sonnenlicht sah ich Bologna. Es liegt zwischen üppigen Weinfeldern dicht unter den Apenninen, die einen grünen Zaun bilden, in welchem jede Ranke ein Weingarten, jede Blume eine Villa oder eine Kirche ist.

Die Sonne spielt eine große Rolle in dieser Gegend. Die Stadtbewohner lieben sie nicht; daher ist Alles darauf abgesehen, Schatten, zu geben; alle Häuser bilden kühle Bogengänge; aber in den Weingärten herrscht die Sonne und reift die saftige Traube. Sogar mit den Steinen tritt sie in Bündniß. Nicht weit von hier, am Berge Paderno, wird der sogenannte bononische Stein *) gefunden, der die besondere Eigenschaft hat, die Sonnenstrahlen einzusaugen und dann im Dunkeln zu leuchten.

Daran dachte ich, als ich im Sonnenlicht die große Stadt sah, und mein Auge auf den schiefen Thurm fiel. Das ist auch, dachte ich, eine Steinmasse, welche leuchtet, allein das Licht erhält sie von Dante's divina commedia.

Daran dachte ich, als ich den reichen Gottesacker besuchte und die vielen Marmormonumente betrachtete. Diese sind auch bononische Steine, welche ihr Licht von den Todten erhalten, über denen sie errichtet sind; aber

---

*) Spongia di luce.

ich fand keins, das noch irgend ein Licht eingesaugt hätte, obgleich auf einem zu lesen war, daß hier ein berühmter Schauspielverfasser begraben liege, und auf einem andern, daß hier eine Dame ruhe, welche Griechisch und Latein habe sprechen können.

Ich dachte an den bononischen Stein, als ich vor einem der Privatgebäude der Stadt stand und man mir dessen Eigenthümer nannte. Dieses Haus wird auch einmal einen Nimbus ausstrahlen, allein, noch hat es ihn nicht recht, denn die Sonne ist noch auf, der Stein trinkt noch in unsrer Zeit die Strahlen. Der Eigenthümer muß sterben, dann wird der Glanz kommen — der Eigenthümer heißt Giacomo Rossini.

13.

II.

Eine Nacht auf den Apenninen.

Aus der grünen, flachen lombardischen Ebene heben sich die mit Laubholz und Weingärten bedeckten Apenninen empor. Indem man vor das Thor Bologna's kommt, scheint es, als gehe der Weg über die verwüsteten Terrassen eines großartigen Gartens, denen ähnlich, welche, wie die Sage meldet, eine Semiramis bauen ließ.

Es war mitten im December; Alles trug den Charakter des Spätjahres. Das Weinlaub war roth, das Laub der Bäume gelb, nur die Lorbeerhecken standen grün wie immer, und Pinien und Cypressen prunkten in ihrer ganzen Pracht. Langsam fuhren wir aufwärts, immer aufwärts.

Guirlanden von Weinlaub hingen über die gespaltenen Mauern herab; uns begegneten Schaaren von Ochsen, die zum Vorspann gedient hatten; ihre weißen, glänzenden Seiten erhielten einen röthlichen Anstrich von der sinkenden Sonne.

Je nachdem wir höher kamen, wurde die Gegend einsamer; ich ging allein voraus. Die Sonne war gesunken und in wenigen Minuten lag ein bläulicher Ton über den Bergen, ein Luftton, der aus den Bergen selbst wie herauszuströmen schien; kein Lüftchen rührte sich, es war sanft und ruhig, und eine Großheit in den Felsen und in dem tiefen Thal, welche die Seele zur Andacht stimmte. Die Einsamkeit im Thale gab diesem, dürft' ich fast sagen, ein Gepräge von Schwermuth — nein, ich glaube man muß es Ruhe nennen; es war, als habe der Schlaf sein Reich da unten. Es herrschte eine Stille, ein Frieden, der durch das leise Summen des Flusses tief unten erhöht wurde.

Der Weg schlängelte sich um den Berg, wo ich ging, und bald sah ich keinen Wagen mehr, keinen Menschen, ich sah nur das tiefe Thal; ich war allein, ganz allein.

Es wurde Nacht; die Sterne entbrannten; bei uns im Norden in einer frostklaren Winternacht glänzen sie stärker, aber hier im Gebirge ist die Luft weit höher. Das ferne Gewölbe war durchsichtig, als ob ein ungeheurer Raum hinter diesem anfinge.

Bald blitzte zwischen den Felsen ein Lichtstrahl, der oben von einem Wirthshause kam. In dem offenen Bogengange brannte eine Lampe vor dem Madonnenbilde. Der Cameriere, in sammetner Jacke und mit weißer Schürze, empfing uns und führte uns in einen großen Saal, dessen weißgraue Wände mit Namen und Inschriften in allen europäischen Sprachen prangten. Aber es

war kalt und einsam hier. Große Bündel Zweige wurden in den Kamin geworfen, sie loderten in helle Flamme auf und luden uns zum Kreise ein. Ein Jeder unsrer kleinen Gesellschaft hatte etwas zu erzählen, besonders wurde der letzten großen Flußüberschwemmung erwähnt.

Nachdem wir das dampfende Abendmahl eingenommen hatten, suchte Jeder sein Zimmer. Meins lag etwas entlegen, es war groß und öde, das Bett eben so breit als lang; ein Weihkesselchen hing beim Kopfkissen; an den Wänden Inschriften in Menge, sogar eine dänische

»Freuet Euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht!«

hatte ein Landsmann in der dänischen Uebersetzung hingeschrieben. Möge er sich gefreut haben! — Ein ärmlicher Tisch und zwei Rohrstühle bildeten das übrige Hausgeräthe.

Ich öffnete ein Fenster; große eiserne Stangen waren außerhalb angebracht, und durch das Fenster schauete man in ein tiefes Thal. Es war finster dort unten, ich hörte einen Fluß brausen; über mir schimmerte der Sternenhimmel. Ich lehnte meine Stirn an die eiserne Stange und fühlte mich nicht einsamer hier, als in meinem Stübchen in Dänemark. Wer eine Heimath in der Heimath hat, der kann Heimweh fühlen; wer sie aber nicht hat, fühlt sich überall in gleichem Maße zu Hause. Nach wenigen Minuten war meine Stube mir eine alte Heimath, doch die Umgebungen kannte ich noch nicht.

Außer dem gewöhnlichen Eingange sah ich eine kleine Thür mit einem vorgeschobenen Riegel; wo mochte wohl diese hinführen? Ich nahm die metallne Lampe, in welcher die drei Dochte angesteckt waren, ich steckte alle fünf

Dochte an, zog den Riegel zurück, und ging auf Entdeckungen aus.

Draußen fand ich eine Art Polterkammer; es standen da Kisten, Säcke, große Krüge, und an den Wänden hingen alte Kleider und Gewehre. Von hier war aber wieder ein Ausgang; ich öffnete die Thür und stand in einem langen schmalen Gang. Diesem folgte ich und blieb an einer Thür stehen — sollte ich weiter gehen? Ich lauschte. Da ertönten plötzlich drinnen zwei Flötentöne, der eine tief, der andere hoch, schneidend. Nach einem Zwischenraume wurden sie wiederholt.

Je länger ich horchte, je sicherer war ich, daß diese Töne nicht aus einer Flöte kommen konnten, — ich hob die hölzerne Thürklinke, und die Thür flog schnell auf, weit schneller, als ich erwartet hatte. Das Zimmer war von einer Lampe schwach beleuchtet; ein bejahrter Bauer, mit langem, weißem Haar, saß halb entkleidet in einem Lehnstuhl und blies die Flöte.

Ich machte wegen meiner Zudringlichkeit eine Entschuldigung, er schien mich aber nicht zu bemerken; ich zog die Thür wieder zu und wollte mich entfernen, als sie wieder geöffnet wurde und ein junger Bursche, auf den ich nicht Acht gegeben hatte, mich mit flüsternder Stimme fragte, wen ich suche?

Der Alte, den ich gesehen hatte, war der Oheim des Hauses; er war seit seinem sechzehnten Jahre blödsinnig gewesen. Was man mir davon erzählte, ist Folgendes: Seine Krankheit sei ihm wie angeblasen, Niemand kenne die Ursache; schon als Knabe habe er die Flöte hübsch geblasen, aber von einer bestimmten Nacht an, habe er nur diese beiden Töne, einen tiefen wehmüthigen und einen hohen, durchdringenden, hervorgebracht. Diese Töne wiederhole er unablässig und zwar oft mehrere Stunden

des Nachts. Man habe versucht, ihm die Flöte wegzunehmen, da sei er wie ein wildes Thier geworden; mit der Flöte aber sitze er immer still und mild. Der Bursche, der mir dieses berichtete, schlief immer in der Kammer des Alten, und war an das Flötenblasen so gewöhnt, wie man sich an den Schlag des Perpendikels oder an das Hämmern des Kupferschmiedes, der eine Reihe von Jahren unser Nachbar gewesen ist, gewöhnen kann.

Ich ging nach meinem Zimmer zurück, machte die Thür zu; doch immer glaubte ich die zwei Flötentöne zu hören; sie klangen, wie wenn in weiter Ferne der Wind die Wetterfahne auf einer Thurmspitze bewegt. — Ich konnte nicht einschlafen, meine Phantasie war mit dem Alten beschäftigt; immer hörte ich die Töne, die mir wie aus einer Geisterwelt erklangen. Wenn der Alte einmal stirbt, werden die Leute des Hauses in nächtlicher Stille wie Gespenstertöne zu hören glauben, was ich jetzt in der Wirklichkeit hörte. Erst gegen Morgen schlief ich ein, und zwar, glaube ich, in derselben Stunde, in der man mich weckte, um vor Tagesanbruch weiter zu fahren. Es war noch Nacht, als wir im Wagen saßen; die Berge vor uns waren mit Schnee bedeckt, in der rothen Morgenbeleuchtung sahen sie wie glühend aus.

Bei Pietramala sieht man nur kahle, wilde Felsen vulkanischer Natur, und die Vulkane sind nicht ausgebrannt, denn rechts vom Wege wirbelte dicker Rauch aus den Felsenspalten. Ich erblickte an diesem Morgen zwei Meere wie glänzende Bänder am Horizont, links das adriatische, rechts das mittelländische Meer. Eine starke Mauer ist hier oben dicht am Wege errichtet, um den Reisenden Schutz gegen die von Osten kommenden Stürme zu leisten. Bevor diese Mauer gebaut wurde, gab es oft

Tage und Nächte, an welchen Niemand hier reisen konnte, denn des Sturmes Engel ging über die Berge.

»Der Alte im Wirthshause,« sagte der Vetturin, »ist einmal Nachts im ärgsten Sturme auf dem Bauche über den Felsen gekrochen, wie man erzählt; damals war er wohl nicht verrückt. Er wollte durchaus jenseits des Berges hinabsteigen.«

Ich dachte an den Alten und an die Flötentöne. Der Weg schlängelte sich malerisch schön, in kecken Krümmungen abwärts, mitunter über gemauerte Bogen, immer geschützt von Bergen, wo die Sonne warm schien, wo der Schnee geschmolzen war und der Baum mit Laub prangte. »Schönes Italien!« jubelten wir Alle, und der Vetturin knallte mit der Peitsche, und das Echo knallte wieder, wie er es nicht konnte.

III.

Der eherne Eber.

(Eine Geschichte.)

In der Stadt Florenz, nicht weit von der Piazza del gran Duca, läuft eine kleine Quergasse, ich glaube, sie heißt porta rossa; in dieser vor einer Art Bazar, wo Gemüse verkauft wird, liegt ein künstlich gearbeiteter Eber von Metall. Das frische, klare Wasser rieselt aus dem Munde des Thieres, das vor Alter ganz schwarzgrün ist; nur der Rüssel glänzt, als wäre er blank polirt, und das ist er auch von den Hunderten von Kindern und

Lazaronen, welche ihn mit den Händen angreifen und ihren Mund an den des Thieres setzen, um zu trinken. Es ist ein vollständiges Bild, das wohlgeformte Thier umarmt zu sehen von einem schönen, halbnackten Knaben, der seinen frischen Mund an den Rüssel des Thieres drückt. Ein Jeder, der nach Florenz kommt, wird den Ort schon finden; er braucht nur den ersten Bettler, den er antrifft, nach dem ehernen Eber zu fragen, und er wird ihn ihm zeigen.

Es war ein später Winterabend; die Berge lagen mit Schnee bedeckt, aber es war Mondschein, und Mondschein in Italien giebt eine Beleuchtung, welche eben so gut ist als ein düstrer Wintertag im Norden, ja sogar besser, denn die Luft scheint, die Luft erhebt, während im Norden das kalte, graue, bleierne Dach uns zur Erde drückt, zur kalten, nassen Erde, die auch einmal unsern Sarg drücken wird.

Dort im herzoglichen Schloßgarten, unter dem Dache der Pinie, wo tausend Rosen zur Winterzeit blühen, hatte den ganzen Tag ein kleiner zerlumpter Knabe gesessen, ein Knabe, der das Bild Italiens sein konnte, so schön, so lächelnd und doch so leidend; ihn hungerte und durstete, Niemand reichte ihm einen Heller, und als es finster ward und der Garten geschlossen werden sollte, jagte der Pförtner ihn fort. Lange stand er träumend auf der Brücke über dem Arno und betrachtete die Sterne, welche im Wasser zwischen ihm und der prächtigen Marmorbrücke della trinità funkelten. Er machte sich auf den Weg nach dem metallnen Eber, knieete halb nieder, schlug die Arme um seinen Hals, setzte den kleinen Mund an seinen glänzenden Rüssel, und trank in langen Zügen das klare Wasser. Dicht neben ihm lagen einige Salatblätter und ein Paar Kastanien, das wurde sein Abend-

essen. Kein Mensch war auf der Straße zu sehen; er war ganz allein, er setzte sich auf den Rücken des Ebers, lehnte sich vorüber, daß das kleine Lockenhaupt auf dem Kopfe des Thieres ruhte, und, ehe er sich dessen versah, war er eingeschlafen.

Es war Mitternacht. Der Eber rührte sich; der Knabe hörte, daß er ihm ganz deutlich sagte: »Du Knäblein! halte Dich fest! denn jetzt laufe ich!« und er lief mit ihm, — das war ein possierlicher Ritt!

Erst kamen sie nach der Piazza del gran Duca, und das Broncepferd, das des Herzogs Standbild trug, wieherte laut; die bunten Wappen am alten Rathhause schienen wie durchsichtige Bilder, und Michel Angelo's David schwang seine Schlinge; es war ein seltsames Leben, daß sich dort rührte. Die broncenen Gruppen des Perseus und des Sabinerraubes standen nur zu lebendig da, ein Todesschrei ging aus ihnen über den prächtigen einsamen Platz.

Beim Palazzo degl' Uffizi, im Bogengange, wo der Adel zur Carnevalsfreude sich sammelt, stand der eherne Eber still.

»Halte Dich fest!« sprach das Thier, »halte Dich fest! denn jetzt geht's die Treppe hinauf!« Der Kleine sagte noch kein Wort, halb zitterte er, halb war er glückselig.

Sie traten in eine lange Gallerie; er kannte sie wohl, schon früher war er hier gewesen. Die Wände prangten mit Gemälden, es standen hier Statuen und Büsten, alle im schönsten Licht, als wäre es heller Tag, doch am prächtigsten war es, als die Thüre eines Seitengemaches aufging; ja, dieser Herrlichkeit erinnerte sich der Knabe; aber in dieser Nacht war Alles im schönsten Glanze. Hier stand ein nacktes, schönes Weib, so schön, wie nur die

Natur und der größte Meister des Marmors sie formen konnte; sie bewegte die schönen Glieder, Delphine sprangen an ihrem Fuße, Unsterblichkeit strahlte aus ihren Augen. Die Welt nennt sie die mediceäische Venus. Ihr zur Seite prangten Marmorbilder, in welchen das Leben des Geistes den Stein durchdrungen hatte; es waren nackte, bildschöne Männer; der Eine wetzte das Schwert, der Schleifer wird er genannt; die ringenden Gladiatoren bildeten die zweite Gruppe; das Schwert wurde gewetzt, die Kämpfer rangen für die Göttin der Schönheit.

Der Knabe war von all' diesem Glanze wie geblendet. Die Wände strahlten in Farben, und Alles war Leben und Bewegung. Verdoppelt zeigte sich das Bild der Venus, der irdischen Venus, so üppig und feuerig, wie Tizian sie an sein Herz gedrückt hatte. Es war seltsam anzuschauen. Zwei wunderschöne Weiber waren sie; ihre schönen, unverschleierten Glieder ruheten auf weichen Kissen, ihre Brust hob sich, und der Kopf bewegte sich, daß die reichen Locken um die runden Schultern herabrollten, während die dunkeln Augen des Blutes glühende Gedanken aussprachen; doch keins der Bilder wagte es, ganz aus dem Rahmen herauszutreten. Die Schönheitsgöttin selbst, die Gladiatoren und der Schleifer blieben an ihrem Platze, denn es band sie die Glorie, welche von der Madonna, von Jesus und Johannes strahlte. Die heiligen Bilder waren keine Bilder mehr, sie waren die Heiligen selbst.

Welcher Glanz und welche Schönheit von Saal zu Saal! Und der Kleine sah Alles, der Eber ging ja Schritt vor Schritt durch all' diese Pracht und Herrlichkeit. Der eine Anblick verdrängte den andern, nur ein Bild befestigte sich ihm recht im Gedanken, und am meisten durch

die frohen, glücklichen Kinder, die darauf waren; der Kleine hatte ihnen schon einmal bei Tageslicht zugenickt.

Viele wandern gewiß gleichgültig an diesem Bilde vorbei, und doch schließt es in sich einen Schatz von Poesie. Es stellt Christus vor, der in die Unterwelt herabsteigt; aber es sind nicht die Gepeinigten, die man um ihn sieht, nein, es sind die Heiden. Der Florentiner Angiolo Bronzino hat dieses Bild gemalt. Herrlich ausgedrückt ist die Gewißheit der Kinder, daß sie dem Himmel gehören; zwei Kleine umarmen sich schon, ein Kindlein reicht einem andern unter ihm stehenden die Hand und zeigt auf sich selbst, als sagte es: »Ich soll in den Himmel!« Die Aeltern stehen alle ungewiß, hoffend, und beugen sich demüthig betend vor dem Herrn Jesus.

Dieses Bild betrachtete der Knabe länger als irgend ein anderes; der Eber ruhete davor; ein leiser Seufzer erklang; kam er vom Bilde oder von der Brust des Thieres? Der Knabe streckte die Hand gegen die lächelnden Kinder aus — da fuhr das Thier mit ihm weiter, fort durch den offenen Vorsaal.

»Dank und Segen! Du herrliches Thier!« sagte das Knäblein und streichelte den metallnen Eber, welcher plump! plump! die Treppe mit ihm hinabsprang.

»Dank und Segen Dir selbst!« sagte der Eber, »ich habe Dir und Du hast mir geholfen, denn nur mit einem unschuldigen Kinde auf dem Rücken erhalte ich die Kraft zum Laufen; ja, siehst Du, ich darf sogar unter den Strahl von der Lampe vor dem Madonnabilde hineingehen. Ueberall kann ich Dich tragen, nur in die Kirche nicht! Doch von außen, wenn Du mit mir bist, kann ich durch die offene Thür hineinschauen. Steige ja nicht von meinem Rücken ab! thust Du es, so liege ich todt, wie Du mich bei Tage in Porta rossa liegen siehst.«

»Ich bleibe bei Dir, Du liebliches Thier!« sagte der Kleine, und jetzt ging's im sausenden Fluge durch die Straßen von Florenz zum Platze vor der Kirche Santa Croce hin.

Die großen Flügelthüren sprangen auf, die Lichter strahlten vom Altare durch die Kirche auf den einsamen Platz heraus. Ein seltsamer Lichtglanz strömte von einem Grabmonument im linken Seitengange, tausend bewegliche Sterne bildeten gleichsam eine Glorie darum. Ein Wappenschild prangte auf dem Grabe, eine rothe Leiter im blauen Grunde, sie schien wie Feuer zu glühen. Es war Galilei's Grab. Nur ein einfaches Denkmal, — doch die rothe Leiter im blauen Grunde ist ein bedeutungsvolles Wappen, es ist als sei es das der Kunst, denn in dieser geht der Weg immer aufwärts auf einer glühenden Leiter, aber er führt zum Himmel. Alle Propheten des Geistes fahren zum Himmel wie der Prophet Elias.

Im Kirchengange rechts schien jedes Standbild auf den reichen Sarkophagen Leben erhalten zu haben. Hier stand Michel Angelo, dort Dante, den Lorbeerkranz um die Stirn; Alfieri, Machiavelli, Seite an Seite ruhen hier diese Riesen, der Stolz Italiens *). Es ist eine prächtige Kirche, wo nicht so groß, doch weit schöner als der marmorne Dom zu Florenz.

*) Dem Grabmal Galilei's gegenüber ruht Michel Angelo; auf dem Monumente steht seine Büste und drei Figuren, die Bildhauerkunst, Malerkunst und Baukunst vorstellend. Dicht neben ist Dante's Denkmal, die Leiche selbst ruht in Ravenna; auf diesem Monumente sieht man Italien auf Dante's kolossales Bild hinzeigend, und die Dichtkunst, die den Verlorenen beweint. Einige Schritte weiter ist Alfieri's Grabmal, mit Leyer, Lorbeer und Maske geschmückt; Italien weint über seinem Sarge. Machiavelli schließt die Reihe dieser berühmten Männer.

Es war, als rührten sich die Marmorgewänder, als richteten die großen Gestalten noch mehr ihre Häupter empor und schaueten in der Nacht, unter Gesang und Tönen, gegen den bunten, strahlenden Altar, wo weißgekleidete Knaben die goldnen Rauchfässer schwangen; der starke Duft strömte aus der Kirche auf den offenen Platz heraus.

Der Knabe streckte die Hand gegen den Lichtglanz aus, und in demselben Nu fuhr der Eber weiter. Er mußte sich an das Thier festklammern, der Wind sauste ihm um die Ohren, er hörte die Kirchenthür auf den Angeln knarren, indem sie sich zuschloß, aber im selben Augenblick schien das Bewußtsein ihn zu verlassen, er fühlte eine eisige Kälte — und schlug die Augen auf.

Es war Morgen; er saß, halb heruntergeglitten vom ehernen Eber, welcher stand, wo er zu stehen pflegte, in der Straße Porta rossa.

Furcht und Angst erfüllten den Knaben, indem er an diejenige dachte, welche er Mutter nannte, welche ihn gestern hinausgeschickt und ihm gesagt hatte, er müsse Geld schaffen. Er hatte keins, ihn hungerte und durstete; noch einmal umhalsete er den Eber, küßte ihn auf die Schnauze, nickte ihm zu und wanderte weg nach einer der engsten Straßen, kaum breit genug für einen wohlbepackten Esel. Eine große mit Eisen beschlagene Thür stand angelehnt; hier stieg er eine gemauerte Treppe hinauf, mit schmutzigen Wänden und einem glatten Seil zum Geländer, und kam in eine offene, mit Lumpen behangene Gallerie. Von da führte eine Treppe in den Hof, wo vom Brunnen Eisendrähte nach allen Stockwerken des Hauses gezogen waren, und der eine Wassereimer schwebte neben dem andern, während die Rolle pfiff und der Eimer in der Luft tanzte, daß das Wasser

in den Hof herabklaschte. Wieder ging's eine verfallene, gemauerte Treppe hinauf; — zwei Matrosen, es waren Russen, sprangen lustig herab und hätten beinahe den armen Knaben umgeworfen. Sie kamen von ihrem nächtlichen Bacchanal. Eine nicht junge, aber üppige Weibergestalt mit kräftigem schwarzen Haare folgte ihnen. »Was hast Du mit nach Hause gebracht?« sagte sie zum Knaben.

»Werde nicht böse!« bat er, »ich habe nichts, gar nichts bekommen!« — und er faßte das Kleid der Mutter, als wolle er es küssen. Sie traten in die Kammer ein; diese wollen wir nicht beschreiben! Nur so viel sei gesagt, daß da ein Krug mit Henkel stand, mit glühenden Kohlen gefüllt, marito wird er genannt; diesen nahm sie auf den Arm, wärmte die Finger und stieß den Knaben mit dem Elbogen an. »Gewiß hast Du Geld!« sagte sie.

Das Kind weinte; sie stieß ihn mit dem Fuße, er jammerte laut. »Willst Du schweigen? oder ich schlage Dir den Schreikopf entzwei!« Und sie schwang den Feuertopf, den sie in der Hand hielt; der Knabe duckte nieder mit einem lauten Schrei. Die Nachbarin trat zur Thür herein, sie hatte auch ihren marito am Arme. »Felicita! Was machst Du mit dem Kinde?«

»Das Kind gehört mir!« antwortete Felicita. »Ich kann es ermorden, wenn ich will, und Dich auch, Giannina!« und sie schwenkte den Feuertopf. Die Andere erhob den ihrigen abwehrend in die Höhe, und beide Töpfe stießen an einander, daß Scherben, Feuer und Asche im Zimmer umherflogen, — der Knabe aber war in einem Nu zur Thür, über den Hof und zum Hause hinaus. Das arme Kind lief, daß es zuletzt ganz außer Athem war; es hielt erst an vor der Kirche Santa Croce,

deren große Thür sich ihm in der verwichenen Nacht geöffnet hatte, und es trat hinein. Alles strahlte. Der Knabe kniete am ersten Grabe rechts, es war Michel Angelo's, und bald schluchzte er laut. Leute kamen und gingen, die Messe wurde gelesen, Niemand gab auf den Knaben Acht; nur ein bejahrter Bürger stand still, sah ihn an — und ging dann weiter, wie die Andern.

Hunger und Durst quälten den Kleinen; entkräftet und krank kroch er in den Winkel zwischen der Wand und dem Marmormonumente, und schlief ein. Es war schon gegen Abend, als er erwachte, indem Jemand ihn rüttelte; er fuhr auf, und derselbe alte Bürgersmann stand vor ihm.

»Bist Du krank? Wo gehörst Du hin? Bist Du hier den ganzen Tag gewesen!« waren einige von den vielen Fragen, die der Alte an ihn richtete; sie wurden beantwortet, und der alte Mann nahm ihn mit sich nach einem kleinen Hause dicht nebenan in einer der Seitenstraßen. Es war die Werkstatt eines Handschuhmachers; sie traten hinein. Die Frau saß und nähete hübsch fleißig, als sie kamen. Ein kleiner Bologneser, so dicht geschoren, daß man die rosenrothe Haut durchblicken konnte, hüpfte auf dem Tische umher, und sprang dem kleinen Knaben entgegen.

»Die unschuldigen Seelen kennen sich,« sagte die Frau, und streichelte den Hund und den Knaben. Diesem gaben die guten Leute zu essen und zu trinken, und gewährten ihm die Erlaubniß, über Nacht da zu bleiben; am nächsten Tage würde Vater Giuseppe mit seiner Mutter reden. Man gab ihm ein kleines, ärmliches Bett; es war aber königlich, prächtig für ihn, der oft auf dem harten steinernen Boden hatte schlafen müssen; er schlief

so süß und ihm träumte von reichen Bildern und von dem ehernen Eber.

Am nächsten Morgen ging Vater Giuseppe aus, und dem armen Knaben war dabei nicht sehr wohl zu Muthe, denn er wußte, daß dieser Gang zum Zweck hatte, ihn zu seiner Mutter zurückzubringen. Er weinte und küßte das kleine, behende Hündchen, und die Frau nickte ihnen beiden zu.

Welchen Bescheid brachte Vater Giuseppe? Er sprach lange mit seiner Frau, und sie winkte dem Knaben und liebkosete ihn. »Es ist ein bildschönes Kind!« sagte sie. »Was der ein hübscher Handschuhmacher werden kann! ebenso wie du warst. Und Fingerchen hat er, so fein und biegsam. Madonna hat ihn dazu bestimmt, Handschuhmacher zu werden.«

Und der Knabe blieb im Hause; die Frau selbst lehrte ihn nähen; er aß gut, schlief gut, wurde munter und fing an, Bellissima, so hieß das Hündchen, zu necken. Die Frau drohete ihm mit dem Finger, schalt und wurde böse; das ging dem Knaben zu Herzen. Gedankenvoll saß er in seinem Stübchen, welches zur Straße hinausging; drinnen wurden Felle getrocknet, die Fenster waren mit dicken eisernen Stangen versehen. Er konnte nicht schlafen; der eherne Eber war immer in seinen Gedanken, und plötzlich hörte er draußen: Plump! Plump! Er war es bestimmt! Der Knabe flog zum Fenster hin, allein nichts war zu sehen, Alles war schon vorbei.

»Hilf dem Signore seinen Farbekasten tragen!« sagte die Frau eines Morgens zum Knaben, indem der junge Nachbar, der Maler, selbst den Kasten und ein großes Stück zusammengerollter Leinewand schleppend kam. Das Kind nahm den Kasten, folgte dem Maler, und sie gingen nach der Gallerie, stiegen dieselbe Treppe hinauf,

die er von jener Nacht her, als er auf dem ehernen Eber ritt, so gut kannte. Er kannte Standbilder und Gemälde wieder, die wunderschöne marmorne Venus und diejenigen, welche in Farben lebten; er sah wieder Gottes Mutter, Jesus und Johannes. Sie standen still vor dem Bilde von Bronzino, wo Christus in die Unterwelt herabsteigt und die Kinder ringsum in der süßen Gewißheit des Himmels lächeln, und der arme Knabe lächelte auch, denn er war hier in seinem Himmel.

»Jetzt gehe nach Hause!« sagte ihm der Maler, als er schon so lange da stehen geblieben war, daß dieser seine Staffelei bereits aufgestellt hatte.

»Darf ich Euch malen sehen?« sprach der Knabe, »darf ich sehen, wie Ihr das Bild auf die weiße Leinewand bringt?»

»Jetzt male ich nicht,« antwortete der Maler und nahm ein Stück schwarze Kreide hervor. Schnell bewegte sich die Hand, das Auge maß das große Bild, und war es auch nur ein dünner Strich, welcher hervorkam, stand doch Christus schwebend, wie auf dem farbigen Bilde.

»So gehe doch!« sprach der Maler, und der Knabe wanderte still nach Hause, setzte sich auf den Tisch, und — lernte Handschuhe nähen.

Den ganzen Tag aber war er mit den Gedanken im Bildersaale, und daher stach er sich in die Finger, benahm sich linkisch, aber neckte auch nicht Bellissima.

Als es Abend wurde und die Hausthür eben offen stand, schlich er sich hinaus. Es war kalt, aber sternhell, schön und heiter, und er wanderte durch die Straßen, wo Alles schon ruhig war, und bald stand er vor dem ehernen Eber, über den er sich niederbeugte, seinen blanken Rüssel küßte, sich auf seinen Rücken setzte — »Du lie-

bes Thier!« sagte er, »wie habe ich mich nach Dir gesehnt! wir müssen heute Nacht einen Ritt machen!«

Der eherne Eber lag unbeweglich und der frische Born sprudelte ihm aus dem Munde. Der Kleine saß als Reiter, da zupfte ihn Jemand am Rock; er sah sich um, es war Bellissima, die kleine nackte, geschorene Bellissima, die aus dem Hause mitgeschlichen war und dem Knaben, ohne daß er es bemerkt hatte, gefolgt war. Bellissima kläffte, als wollte sie sagen: »Siehst Du, ich bin auch mit! Warum setzest Du Dich hierher?« —

Kein glühender Drache hätte den Knaben mehr erschrecken können, als dieser kleine Hund an diesem Orte. Bellissima auf der Straße, und ohne angezogen zu sein, wie die alte Mutter es nannte! Was würde daraus werden! Zur Winterzeit kam der Hund nie aus dem Hause, ohne mit einem kleinen Schaafsfell, daß nach ihm geschnitten und genähet war, angethan zu sein. Das Fell wurde um den Hals mit einem rothen Bande, woran ein Schleifchen und eine Schelle befestigt waren, und ebenfalls unter dem Bauche festgebunden. So sah der Hund fast wie ein Lämmchen aus, wenn er im Winter die Erlaubniß erhielt, in dieser Tracht mit der Signora auszutrippeln. Jetzt war Bellissima mit, ohne angezogen zu sein; was würde daraus werden? Alle Phantasien waren verschwunden; doch küßte der Knabe den ehernen Eber und nahm Bellissima auf den Arm; das Thierchen zitterte vor Kälte, daher lief der Knabe aus Leibeskräften.

»Womit läufst Du da?« riefen zwei Gendarmen, denen er begegnete, und Bellissima bellte. »Wo hast Du den schönen Hund gestohlen?« fragten sie und entrissen ihm das Hündchen.

»Ach! gebt mir ihn wieder!« jammerte der Knabe.

»Wenn Du ihn nicht gestohlen hast, magst Du nur zu

Hause sagen, daß der Hund von der Wache könne abgeholt werden!« und sie nannten den Ort und gingen mit Bellissima weiter.

Das war eine Noth und ein Jammer! Er wußte nicht, ob er in den Arno springen oder nach Hause gehen und Alles offenbaren sollte; — gewiß, dachte er, würden sie ihn todtschlagen. »Aber, ich will gern todtgeschlagen werden! ich will sterben, dann komme ich zu Jesus und der Madonna!« und er ging nach Hause, größtentheils, um todtgeschlagen zu werden.

Die Hausthür war zugemacht; er konnte den Hammer nicht erreichen. Niemand war auf der Straße, allein es lag ein Stein da, und mit diesem donnerte er darauf los. »Wer ist da?« riefen sie von innen. »Ich bin es!« antwortete er, »Bellissima ist fort! macht mir die Thür auf und schlagt mich dann todt!«

Welches Entsetzen! besonders der Frau für die arme Bellissima! Sie sah nach der Wand hin, wo die Draperie des Hundes hängen sollte, der kleine Schaafpelz hing da.

»Bellissima in der Wachstube!« rief sie laut. »Du böses Kind! Wie hast Du sie zum Hause hinausgeführt? Sie wird todtfrieren! Ach, das feine Thierchen bei den groben Soldaten!«

Und Väterchen mußte gleich hinaus, und Mütterchen jammerte, und der Knabe weinte. Alle Leute im Hause kamen angelaufen, und der Maler auch; er nahm das Knäbchen zwischen die Knie, fragte ihn aus, und in Bruchstücken erfuhr er die Geschichte vom ehernen Eber und von der Gallerie. Daraus war nun nicht leicht klug zu werden; der Maler tröstete indessen den Kleinen, besänftigte die Alte, welche doch erst zufrieden wurde, als Väterchen nach Hause kam mit Bellissima, die unter Sol-

daten gewesen war. Das war eine Freude! und der Maler liebkosete den Knaben, und gab ihm eine Handvoll Bilder.

»Ach! das waren prächtige Stücke! komische Köpfe! aber vor Allem — der eherne Eber selbst, wie er leibte und lebte. Oh! Nichts konnte herrlicher sein! Nur ein Paar Striche, und er stand auf dem Papier und sogar das Haus dahinter war angedeutet.

»Wer doch so malen und zeichnen könnte! man könnte sich die ganze Welt zueignen!«

Am folgenden Tage im ersten ledigen Augenblicke ergriff der Kleine den Bleistift, und auf der weißen Seite eines der Bilder versuchte er es, die Zeichnung des ehernen Ebers wiederzugeben, und es glückte! Freilich ein wenig schief, etwas hin und her, das eine Bein dick, das andere dünn; aber es war doch zum Erkennen, und er jubelte darüber. Der Bleistift wollte nur nicht so gerade gehen wie er sollte, das merkte er schon; am nächsten Tage aber stand ein eherner Eber an der Seite des ersten, und dieser war schon hundertmal besser; der dritte war schon so gut, daß Jedermann ihn kennen konnte.

Mit dem Handschuhnähen ging's indessen herzlich schlecht, und mit den Geschäften in der Stadt nur äußerst langsam; denn der eherne Eber hatte ihn jetzt gelehrt, daß alle Bilder auf Papier übergeführt werden können, und die Stadt Florenz ist ein ganzes Bilderbuch, wenn man nur fleißig darin blättern will. Auf der Piazza della Trinità steht eine schlanke Säule, und oben auf dieser die Göttin der Gerechtigkeit mit zugebundenen Augen und der Wage in der Hand. Bald stand sie auf dem Papiere, und des Handschuhmachers kleiner Knabe war es, der sie dahin gestellt hatte. Die Bildersammlung wuchs, doch Alles darin bestand aus todten Gegen-

ständen; da hüpfte eines Tages Bellissima vor dem Knaben. »Stehe still!« sagte dieser, »so sollst Du hübsch werden, und in meine Bilder hineinkommen!« Allein Bellissima wollte nicht still stehen, also mußte sie gebunden werden, Kopf und Schweif wurden gebunden, das Hündchen belferte und machte Sprünge, die Schnur mußte straffer angezogen werden — da kam Signora!

»Gottloser Bube! Armes Thier!« Mehr konnte sie nicht aussprechen; sie stieß den Knaben zur Seite, und jagte ihn mit Fußtritten zur Thür hinaus, ihn, den undankbarsten Taugenichts, das gottloseste Kind! und weinend küßte sie die kleine, halb erdrosselte Bellissima.

Indem kam der Maler die Treppe herauf und — hier ist der Wendepunkt der Geschichte.

Im Jahre 1834 war in der Academia delle arti in Florenz eine Ausstellung. Zwei Gemälde, neben einander aufgestellt, zogen die Aufmerksamkeit aller Zuschauer auf sich. Auf dem kleinsten Gemälde war dargestellt ein junger, lustiger Knabe, welcher sitzend zeichnete; zum Modell diente ihm ein kleiner, weißer, dicht geschorener Hund. Das Thier wollte aber nicht still stehen, und war daher mit Bindfaden an Kopf und Schweif gebunden. Es war in dem Gemälde ein Leben und eine Wahrheit, die einen Jeden ansprechen mußten. Der Maler, erzählte man, sei ein junger Florentiner, als Kind auf der Straße gefunden, von einem Handschuhmacher erzogen, welcher sich selbst zeichnen gelehrt hatte; ein jetzt berühmter Maler habe dieses Talent entdeckt, als der Knabe fortgejagt werden sollte, weil er den Liebling der Frau Handschuhmacherin, das kleine Hündchen, gebunden hatte, um es als Modell zu gebrauchen.

Aus dem Handschuhmacherjungen war ein großer Maler geworden; das bezeugte dieses Bild, das bezeugte be-

sonders das größere daneben. Hier war nur eine Figur, ein zerlumpter, schöner Knabe, welcher auf der Straße schlafend saß; er lehnte sich an den ehernen Eber in der Straße Porta rossa*). Alle Zuschauer kannten den Ort. Die Arme des Kindes ruheten auf dem Kopfe des Ebers; der Kleine schlief so sorglos, die Lampe vor dem Madonnenbilde warf ein starkes, effectvolles Licht auf das blasse, herrliche Gesicht des Knaben. — Es war ein herrliches Gemälde; ein großer, vergoldeter Rahmen umgab es, und darauf war ein Lorbeerkranz aufgehängt, aber zwischen den grünen Blättern schlängelte sich ein schwarzes Band, ein langer Trauerflor hing davon herab. Der junge Maler war in diesen Tagen — gestorben!

IV.

Reise mit dem Vetturin.

Die gewöhnlichste Art, durch Italien zu reisen, ist mit dem Vetturin; dieser ordnet das Ganze, aber alsdann muß man anhalten, wo er will, essen, was er vorsetzen läßt, schlafen an dem Orte, den uns zu wählen es ihm beliebt; Mittagessen und Nachtlager sind immer mitbedungen. Die Reise dauert immer doppelt so lange, als wenn man mit der Post fährt. Charakteristisch ist es auch, daß, wenn man mit dem Manne einig geworden, man nicht ihm, sondern er uns Geld auf die Hand

---

*) Der eherne Eber ist ein Abguß; das antike marmorne Original steht am Eingange der Gallerie im Palazzo degl' Uffizi.

giebt; er ist sicher, daß wir ihm nicht weglaufen, wir können es aber seinetwegen nicht sein; denn wird ihm ein höherer Preis geboten, als der, worüber wir einig geworden sind, nimmt er den Höchstbietenden an und läßt uns mit dem, was wir erhalten haben, im Stiche.

Gewöhnlich wird die Abreise vor Sonnenaufgang festgesetzt; da aber der Vetturin seine Passagiere an verschiedenen Orten in der Stadt abholen muß, und Alle nicht zu den Frühaufstehenden gehören, Einige erst geweckt werden, wann er ankommt, Andere noch mit dem Einpacken beschäftigt sind, so wird es spät, ehe der letzte Passagier in den Wagen kommt.

Ich gehöre zu denen, welche mitten in der Nacht aufstehen, wenn sie früh Morgens abfahren sollen. So war ich auch hier fertig und hatte Alles bereit, um Florenz zu verlassen und über Terni nach Rom zu reisen, eine Reise, welche mit dem Vetturin ganze sechs Tage dauert. Der Weg über Siena ist kürzer; ich kannte beide Wege, und hatte den interessantesten, obgleich längeren, gewählt. Um drei Uhr sollte der Vetturin abfahren; schon eine Stunde früher stand ich in Reisekleidung und starrte Koffer und Nachtsack an.

Ich ließ das Gepäck hinuntertragen, damit man nicht auf mich warten sollte. Es schlug halb drei, kein Wagen war da; es schlug vier Uhr, es rollte durch die Straße, ein Vetturin kam, er fuhr vorbei — es kam noch einer, auch der fuhr vorbei, und Alles ward wieder todtenstill.

Die Thurmuhr schlug Viertelschläge und wieder Viertelschläge, die Klosterglocken läuteten zum Gebet, und die Glocken des Gasthofes zur Aufwartung. Auf der Straße kamen Wagen vollauf, keiner aber zu mir. Es schlug fünf, es schlug sechs — ich war schon überzeugt, daß man meiner vergessen habe, — da kam der Wagen. Drinnen

saß ein schwerer Engländer, welcher noch geschlafen hatte, als der Vetturin kam, ihn abzuholen; es saß auch darin eine römische Dame, welche ihre Tochter in 'Firenze' besucht hatte; der Abschied, sagte der Vetturin, habe eine Stunde gedauert, jetzt aber solle es in Galop gehen, wenn ich erst hineinkäme.

Die Peitsche knallte, schnell rollten wir über den Arno, und — hielten dann wieder still. Wir waren vor einem Kloster; einige Geistliche kamen heraus; ein junger, bleicher Bruder vom Camaldulenser-Orden stieg zu mir in's Kabriolet hinein. Er war ein Engländer, sprach ein wenig Französisch, aber es war nicht denkbar, ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen, er las unablässig in seinem Gebetbuch, schlug sich vor die Brust, kreuzte sich und machte dann die Augen zu, als wolle er weder mit Bäumen, noch mit Bergen, noch mit der Sonne, geschweige denn mit einem Ketzer wie ich, etwas zu schaffen haben. Die verschiedene Weise eines jeden Volkes, ja einer jeden Secte, sich der Gottheit zu nähern, ist mir heilig; ich fühle mich verlegen durch den Gedanken, daß meine Gegenwart Jemanden in seiner Annäherung zu Gott unfrei machen könnte. So ging es mir hier an der Seite dieses eifrigsten Katholiken, dem ich je begegnet bin; doch als ich allmälig bemerkte, wie ganz er in sich und seinen Formen lebte, wurde auch ich frei, und als er einmal sein Gebetbuch zumachte und nach der Natur, meiner großen, heiligen Bibel, hinschielte, zeigte ich auf ihre hehre Schrift und die Denksprüche, die da zu lesen waren. Gott streuete ja Asche auf die grünen Häupter der Oelbäume; in demüthigem Gebete reichten die graugrünen Zweige ihre reife Frucht dar. Die Reben klammerten sich fest an einander, obgleich die Welt ihnen ihre schweren Trauben geraubt hatte, und der Wind ihnen ihr

dunkelbraunes Laub entriß. »Seid demüthig, ob ihr gleich der Welt eine nährende Frucht schenkt!« predigten die Oelbäume; »haltet in Einigkeit zusammen, ob die Welt euch Alles raubt!« verkündigten die Reben. So las ich in meiner Bibel; was der Camaldulenser las, weiß ich nicht; aber die Bibel kann auf vielerlei Art gelesen werden. — Drinnen im Wagen war das Gespräch ganz anders lebhaft. Der Engländer plauderte Französisch mit der Römerin, und was er sagte, übersetzte sie lachend ihrem Gemahl, einem kleinen als Abbate gekleideten Herrn. Ein junger Priester war der vierte im Wagen; dieses war die Reisegesellschaft.

Wir kamen nach Incisa. Der junge Priester und der kleine dünne Mann schwangen sich aus dem Wagen, Signora kam hinterher, und noch schwerfälliger folgte der Engländer, die Füße mit Damenpelzstiefeln, die Schultern mit einem blauen Mantelkragen bedeckt und ein dickes wollenes Tuch um den dünnen, rothen Backenbart gewickelt; er hatte etwas von dem Bewußtsein eines Hofmannes und von der Haltung eines Speckhökers. Mein englischer Geistlicher, schwarz gekleidet, die Stiefelschäfte über den Beinkleidern, sehr verfroren und andächtig, wanderte gleich nach der Kirche; wir Andern folgten dem Sir, welcher die Römerin die breite, schmutzige Treppe hinaufführte zum Speisesaal, wo vier nicht ganz weiße Wände, ein Fußboden von Backsteinen, einige Rohrstühle und ein gedeckter Tisch, dessen Tischtuch eine Farbe hatte, als ob es in Kaffee gewaschen wäre, sich unsern Augen darboten. Der Engländer unterhielt uns mit Erzählungen von allen den fürstlichen Salons, die er besucht hatte, von zwei Prinzen, die bei seinem Bette gesessen, als er in Florenz krank lag — und jetzt sei er doch so bescheiden, mit einem Vetturin und zwar ohne Dienerge-

folge zu reisen, man sei ja aber auch nicht in Italien für das Vergnügen seiner Domestiken! — Signora verbeugte sich vor jedem vornehmen Namen, den er nannte, und wiederholte ihn ihrem Gemahl, der sich noch tiefer ver beugte und den jungen Priester ansah, der sich wie er wieder verbeugte.

Jetzt kamen die Gerichte, die wir bestellt hatten; der Engländer überschauete sie, ergriff eine Gabel, und nahm dann ohne Umstände das beste Stück. »Das ist gut!« rief er aus, und wir verbeugten uns Alle höflichst, die übrige Gesellschaft huldigte seiner Vornehmheit, ich seiner Originalität.

Jetzt holte Signora einige eingebackene Sachen hervor, welche ihre Tochter ihr mitgegeben hatte. Zwei der besten Stücke präsentirte sie unserm Gaste, so konnten wir ihn wohl bei Tische nennen. »Diese Kuchen verwahre ich bis heute Abend!« sprach er, »sie sind ganz deliciös!« und er wickelte sie in ein Papier, steckte sie in die Tasche und dankte. »Schmecken sollte man sie aber doch!« fuhr er fort und nahm dann noch ein Stück von der Signora; »es ist ausgezeichnet, ganz vortrefflich!« und er nahm noch ein Stück.

Signora verbeugte sich und lachte laut auf, ich glaube, sie fing auch an, ihn originell zu finden.

Jetzt brachte die Wirthin ihm sein Frühstück, welches wie unsere Gerichte verschwand. Zum Nachtische ließ der Engländer uns eine Bravourarie hören; Signora klatschte und rief Bravo, ihr Gemahl that desgleichen; der Aufwärter verlor vor Entsetzen einen Teller, und der Rohrstuhl des Engländers zerbrach, es war ihnen Beiden wohl zuviel in dem einen Menschen. Jetzt gab Signora ein Zeichen, ihr Gemahl sang so weich, so sterbend, so ätherisch, kann ich sagen, daß ich es zuletzt dem zittern-

den Manne nur ansehen konnte, daß er uns mit seinem Gesange entzückte. Dieser machte unmäßiges Glück, und alsdann stiegen wir wieder in den Wagen. Mein betender englischer Geistlicher erschien und kroch zu mir herauf; sein Frühstück waren die Luft und das kleine Gebetbuch gewesen; er betete noch immer. Die Peitsche knallte, drei Stimmen im Wagen hoben sich in Melodie, und wir fuhren weiter. Gegen Abend hatten wir Regen und bald ging der Regen in Schneeflocken über, welche auf dem nassen lehmigen Wege gleich thaueten. Wir kamen nur langsam vorwärts, es wurde finster, und kein Haus war da, wo wir unsre Laterne hätten anstecken können. Signora jammerte aus Furcht vor Räubern und ihr Gemahl aus Furcht vor dem Umwerfen; der Engländer schalt den Kutscher, und der Kutscher die Pferde; es ging immer in demselben Trott, bis endlich ein Licht uns entgegenstrahlte; wir waren bei einem einsamen Wirthshause, wo wir, verfroren und verhungert, durch den Stall in's Gastzimmer hinaufstiegen. Es dauerte eine Ewigkeit, bis etwas Kleinholz und einige Reiser im Kamine aufloderten; in dem Augenblicke brachte aber der Engländer seine Betttücher herbei, mit welchen er den Kamin umzäunte; »sie sollten,« sagte er, »ausgedampft werden,« und die Betttücher behielten also die Wärme für sich. Die übrige Gesellschaft duldete dieses, und ich mußte mir's denn auch gefallen lassen. Der Engländer sollte mit mir in demselben Zimmer schlafen; ich trat hinein, und fand ihn auf meiner Bettdecke stehend, welche er auf dem Fußboden ausgebreitet hatte; er erhöhete eben sein Bett mit meinen zwei Kopfkissen, die er ohne Umstände zu sich genommen hatte.

»Ich liege nicht gern niedrig,« sagte er.

»Ich auch nicht,« antwortete ich. »Sie erlauben!«

und ich nahm sie ihm wieder ab. Er sah mich erstaunt an.

Er war ein unerträglicher Stubengefährte; er verlangte eine Bedienung, die nur damit beantwortet werden konnte, daß ich zu Bette ging und that, als ob ich schlief. Mit halbverschlossenen Augen sah ich indessen, daß er sich sein Mitternachtsessen, auf einem wackelnden Rohrstuhle am Bette aufgestellt, arrangirte.

Am folgenden Morgen war ich schon lange auf den Beinen, die Pferde waren angespannt, und noch immer warteten wir auf den Engländer, der nie fertig werden konnte; auch Signora war erst im Begriff sich anzukleiden; »das geht langsam,« sagte der Gemahl, »denn sie weint vor Sehnsucht nach ihrer Tochter.«

Endlich fuhren wir weiter. Ich saß wieder bei meinem gottseligen Nachbaren, der sich kreuzte, in seinem Gebetbuche las, und fastete. In Arezzo mußten wir anhalten, denn hier sollten die beiden Geistlichen beten, und Signora mußte, wie sie sagte, nothwendigerweise beichten.

Von hier an umgaben uns überall Oelwälder; die eine Baumgruppe offenbarte sich nach der andern. Der Oelbaum ist der Weide ähnlich, aber die Zweige schießen nicht als steife Reiser hervor, sondern krümmen sich mehr; das Blatt ist kleiner, und der Stamm selbst sieht aus, als hätte eine Riesenhand ihn halb aus der Erde gerissen, hätte ihn umgedreht und alsdann im Sturme schwankend stehen lassen.

Ueber dem graugrünen Oelwalde erhebt sich auf dem Felsen das alte Castellone, eins der schmutzigsten, aber auch malerischsten Städtchen Italiens. Ich glaube das Bild nicht besser verdeutlichen zu können, als indem ich sage, daß die Stadt aussieht, als wenn sie dadurch

entstanden wäre, daß man alle Häuser und elende Winkelchen, die für andere Städte zu schlecht waren, genommen und sie hinter die alte Mauer geworfen hätte, über welcher sie doch hervorragten. Diese kleinen hangenden Gärten sind eigentlich nur kleine Bischen von Terrassen, welche man unter ein Fenster oder oberhalb einer Thür, wo man es am wenigsten erwartet hätte, hingekleistert hat. Ein Theil der Stadtmauer dient dem Volke als eine Art Forum; der Platz war ganz mit Menschen angefüllt; der steile Weg zum Stadtthore wimmelte auch von Reitern und Fußgängern, allein, keine Kirchenglocke erklang, keine Fahne wehete, sonst würde ich geglaubt haben, daß hier ein Fest sei. Von allen Seitenwegen und auf der Landstraße selbst, wo wir fuhren, strömten Menschen und grunzende Schweineheerden herbei.

Eine dunkle Wolke hing über unsern Köpfen und sandte ihre Tropfen herab; daher spannten die Reiter ihre Regenschirme auf, welche fast alle grüngelb waren, und dazu so kolossal, daß man nur das grüne Dach und das Hintertheil des Esels sah, da wo ein Mönch oder eine Dorfdonna vor uns ritt. Es war ein Schreien, ein Grunzen und eine Lustbarkeit, je näher wir dem Wirthshause kamen, welches dicht am Wege zum Stadtthore liegt. In Castellone war nämlich Schweinemarkt.

Signora stieg rücklings aus dem Wagen, gerade im Augenblicke, da eine ganze Schweineheerde vorbei getrieben wurde; die halbe Trift lief unter den Wagen, es sah aus wie die Wellen »des schwarzen Meeres«, und Signora trat auf das schwarze Meer, und schaukelte darauf wie eine travestirte Venus Anadyomene; sie schrie, die Wellen schrien und der Treiber schrie. Dieser war ein Lebensmoment für Signora.

Im Wirthshause setzten wir uns zu Tische. Da fing das Befehlen und Rufen des Engländers an, so daß Alle im Hause davon überzeugt waren, er sei ein verkleideter Prinz, und es würde königliches Trinkgeld geben; sie hörten nur ihn, sie liefen nur für ihn, sie wurden gescholten und erhielten Fußtritte, und zu Allem, was er that und sagte, lächelten sie und verbeugten sich. Aus dem Trinkgelde wurde aber nichts, »denn,« sagte er, »ich bin höchst unzufrieden mit dem Essen, mit dem Hause, mit der Aufwartung!« und die verblüfften Kellner machten noch tiefere Bücklinge, und die beiden Priester zogen die Hüte ab, als er in den Wagen stieg. In diesem war es eng und genirt; Alles war mit Schachteln und Futteralen so behangen, daß ein Jeder drinnen sich ruhig halten mußte, wenn Alles gut gehen sollte. Das ganze Gepäck gehörte dem Engländer, und doch that er groß damit, daß er am wenigsten von uns Allen bezahle. Er hatte den besten Platz eingenommen, und wenn ihm eine Schachtel oder ein Bündel zu nahe kam, wurde es zu den Andern hingeschoben. »Das Zeug genirt!« sagte er, und er hatte Recht; die Sachen waren aber alle seine eigenen, sogar das große Futteral, das er der Signora hinter den Nacken steckte.

Bei Lago di Perugia verließen wir das toscanische Gebiet und kamen in das päpstliche. Die Dogana glich einem verlassenen Stallgebäude; sie hatte aber die schönste Lage am Abhange eines Berges, in der Mitte eines Olivenwaldes. Wie von erhabenen Terrassen übersieht man den See; die Sonne warf starke, rothe Strahlen auf die Bäume; schöne Bäuerinnen, mit weißen Schleiern über den Schultern, trieben das Vieh vorbei. Ich freuete mich im Anschauen dieses lebhaften Bildes, während die

7*

Staatliche Bibliothek Bamberg

Bedienten der Dogane den Inhalt unsrer Koffer beschaueten.

Es wurde finster, ehe wir weiter fuhren. Der Weg war schwer und unsre Pferde sehr ermattet; es ging nur langsam vorwärts. »Der Weg sei hier nicht sicher,« sagte der Vetturin, »das heiße, wir hätten keine Räuber zu befürchten, sondern Diebe, welche die Koffer hinten vom Wagen abschneiden könnten.« Signora weinte laut. Wir wechselten nun zu Zweien ab, um hinter dem Wagen zu gehen. Es war ein schwerer, lehmiger Waldweg, nur von unsrer ärmlichen Wagenlaterne erhellt. Jetzt ging's sogar aufwärts; die Pferde keuchten, der Engländer knurrte, und Signora seufzte aus des Herzens tiefster Tiefe.

Es war spät, als wir das Dorf Pasignore erreichten, welches von allen Reisenden für ein ächtes Räuberloch gehalten wird.

Zwei große, männliche Mägde, jede wie eine Räuberbraut aussehend, blühend und kräftig, bedienten uns in dem schmutzigen Wirthshause. Wir bekamen eine Suppe, welcher wir Geschmack gaben, indem wir sie mit Salz, Pfeffer und Käse würzten; wir bekamen ferner gekochte, und dann gebackene Fischchen, jedes einen Finger lang; der Wein war essigsauer, die Trauben schimmelig und das Brod hart wie Stein. Die Betten waren alle eben so breit als lang; sie schienen für vier Personen in die Länge und vier Personen in die Quere eingerichtet zu sein. Draußen goß der Regen die ganze Nacht herab.

Als wir Morgens das Wirthshaus verlassen und die steile steinerne Treppe, welche senkrecht durch zwei Stockwerke ging, hinabsteigen wollten, trat unser wohl eingepackter Engländer in Etwas — ich weiß nicht was — und rutschte von der obersten Stufe, sehr graciös,

Staatliche Bibliothek Bamberg

die ganze Treppe, Stufe für Stufe, hinunter, welches eben nicht dazu beitrug, seine Laune zu verbessern.

Nach Perugia führt der Weg aufwärts. Man hatte Ochsen vorgespannt, sie gingen Fuß vor Fuß. Wir glaubten nie die gute Stadt zu erreichen, welche durch des Töpfers Sohn*) berühmter geworden ist, als durch ihre Bischöfe. Endlich waren wir da.

Der Vorsaal des Wirthshauses war ganz mit Wappenschilden überladen, deren jedes für einen Fürsten, der hier übernachtet hatte, aufgehängt war. Auch die dänischen »Wilden Männer« fand ich hier, und sie schienen besonders Signora zu interessiren, als sie von mir erfuhr, daß sie zum Wappen meines Vaterlandes gehörten; ganz naiv fragte sie mich, ob man in unserm kalten Lande so gekleidet gehe.

Der verfrorene, betende Camaldulenser verließ uns hier, ohne irgend Jemandem von uns Lebewohl zu sagen. Jetzt hatte ich endlich einen guten Platz, das ganze Cabriolet gehörte mir; ich konnte hier allein sitzend mich recht zwischen den schönen Bergen umsehen; für zwei war der Platz wirklich zu klein gewesen.

Wir sollten weiter fahren; der dicke Engländer wackelte zu mir herauf; er wollte die schöne Aussicht genießen. Ich versicherte, der Platz sei für ihn nicht hinlänglich groß. »Das ist unangenehm!« antwortete er, und klammerte sich fest, indem er mir immer Recht gab, daß zwei hier nicht sitzen könnten. Er schlug mir daher vor, in den Wagen hineinzukriechen; ich erzählte ihm aber, daß ich eben wegen der Natur diesen Platz gemiethet habe.

»Ich bleibe auch hier wegen der Natur!« antwortete er.

---

*) Raphael.

Kaum waren wir eine kleine Strecke gefahren, so machte er die Augen zu und bat mich, ihn anzustoßen, wann etwas Schönes vorkäme. Dies that ich ein Paarmal; allein er bat mich, ihn nur anzustoßen, wann etwas ganz ungemein Schönes vorkäme, und ich ließ ihn schlafen.

Bei Assisi, die Stadt des heiligen Franciscus, besuchten wir im Dorfe die Kirche degl' angeli; Signora wollte beichten. Unser Engländer ließ sich allein umherführen, um die Merkwürdigkeiten zu sehen; »er sähe nicht gut in Gesellschaft,« meinte er. Der Mönch, welcher ihn umherführte, erhielt weder Geld noch Dank. »Die Kerle haben ja nichts anders zu thun!« sagte er, als Signora ihm Vorwürfe darüber machte. Von dem Augenblicke an wurde das Verhältniß zwischen ihnen kälter, von dem Augenblicke an verstummten die vierstimmigen Gesänge im Wagen.

Nie ist mir ein Mensch mit einer solchen — wie soll ich sie nennen? — einer solchen unbewußten Unverschämtheit vorgekommen. Alle sollten für ihn leben, Alle sich nach seiner Bequemlichkeit einrichten; nie sagte er Jemandem ein Compliment, ohne daß dieses sich in seinem Munde in eine Grobheit verwandelte. In seiner Gesellschaft dachte ich an das Abenteuer von der bösen Stiefmutter, welche, nachdem die Tochter ihres Mannes vom Brunnen zurückgekehrt war, worin sie sie geworfen hatte, und Gold und Rosen aus dem Munde des Mädchens sprangen, wann sie sprach, ihre eigene böse Tochter in den Brunnen warf; als diese aber heraufkam, war sie noch böser als früher, und bei jedem Wort sprang ihr ein Frosch oder eine Eidechse aus dem Munde. Je mehr ich den Engländer ansah, je länger ich ihn sprechen hörte, desto gewisser wurde ich, daß er der leibliche Bruder der bösen Tochter der Stiefmutter sei. Wie machte er uns

doch den Abend unheimlich im friedlichen Spoleto, wo das Feuer so freundlich im Kamine brannte, wo die Musik so schön von der Straße heraufklautete, wo das Volk vor der Kirche jubelte: Evviva la Madonna! Evviva Giesu Christo!

Vor Sonnenaufgang waren wir wieder im Wagen, nur so lange es noch recht morgenkalt war, hatte ich meinen Platz allein. Das Wetter war grau, aber die Berge schön, und viele Bäume standen ganz grün. Das eine Städtchen neben dem andern erhob sich über uns, jedes lag wie eine Sphinx auf dem Berge, und schien zu fragen: »Weißt du, was hier sich regt und lebt?« — Wir fuhren vorbei! — Eine Bettlerin kniete vor uns am Wege, und küßte die Erde. Wir fuhren vorbei!

Uns begegneten bewaffnete Soldaten, welche einen Karren umgaben, auf welchem vier Räuber, kräftige bärtige Kerle, gefesselt lagen; ein altes Weib saß bei ihnen, sie fuhr rücklings, nickte uns zu und schien vollkommen guter Dinge zu sein. Wir fuhren vorbei!

Wir waren in Spoleto. Ein scheuslicher Kerl, in einem schmutzigen blauen Mantel, eine kleine schmierige rothe Mütze auf dem ungekämmten Haar, näherte sich unserm Wagen. Ich nahm ihn für einen Bettler an und wies ihn an die Gesellschaft im Wagen; er näherte sich erst der einen, dann der andern Seite des Wagens, wurde aber überall abgewiesen.

»Es ist ein Passagier,« sagte der Vetturin,« es ist ein Nobile von Rom!« Wir protestirten aber Alle dagegen, ihn zum Nachbaren zu haben; er sah ganz aus, wie der selige Hiob, als er sich mit Scherben schabte. Der Mensch setzte sich also neben den Vetturin, und nun war mir alle Aussicht benommen. Zu Hause, auf dem weichen Ruhebette, läßt man sich nicht träumen, so in

Italien zu reisen; da sieht man nur schöne Menschen, die Sonne scheint ewig zwischen Reben und Cypressen; der Leib fühlt keine Ermüdung. Hier wurde mir sogar die frische Luft vom Dufte der Kleider des Nobile verdorben.

Auf der nächsten Station überließ ich ihm das Cabriolet, setzte mich zum Vetturin, schlürfte die Luft ein und betrachtete die schöne Bergnatur.

Der Weg ging im Zickzack den Monte Somma hinauf. Ochsen waren an den Wagen gespannt, Quellen rieselten zwischen den großen Steinblöcken, einzelne Laubhölzer waren ganz grün, wie im Frühling, und wo die Bäume alt und entblättert waren, schlängelte sich die Epheuranke so üppig und frisch um Stamm und Zweige, sogar bis zur äußersten Spitze, daß die Bäume in ihrer reichsten Fülle erschienen; die ganze Krone war ein schwellendes Grün.

Schöne Mädchen liefen neben dem Wagen und boten uns Obst an. Der Ochsentreiber sang seine Canzonette und pfiff dazu ein lustiges Zwischenspiel. Ich sprang vom Wagen, mein Herz jubelte bei der malerischen Schönheit.

Unten in der Bergkluft lagen die Ruinen zweier Wassermühlen; ein großer schwarzer Raubvogel schwang sich aus dem Dickicht. Alles war wild und einsam; Regenwolken hingen in der Luft über uns; Nebel hoben sich langsam aus den Schluchten; nur Schritt vor Schritt bewegte sich der schwerbepackte Reisewagen.

Der Vetturin erklärte, wir würden nicht zeitig genug nach Terni kommen, um den Wasserfall sehen zu können. Ich, der ich ihn auf einer frühern Reise gesehen hatte, leistete darauf Verzicht; der Engländer aber wurde wüthend, und diesmal nicht ohne Grund. Er fluchte und tobte, den Wasserfall wolle er sehen.

Es war schon Nacht, als wir Terni erreichten;

der Mann wollte aber seinen Willen durchsetzen. Er ließ einen Führer kommen, zwei Leuchten anstecken, setzte sich auf einen Esel und begehrte, nach dem Wasserfalle geführt zu werden. »Sie können ihn ja aber unmöglich mit zwei Leuchten sehen!« sagte man ihm. »So können wir drei mitnehmen!« antwortete er und ritt fort. Der Führer schien bei der ganzen Geschichte der Zufriedenste zu sein; es war wohl das erste Mal, daß er den Wasserfall in einer solchen Beleuchtung sehen sollte.

Wie sie es machten mit dem Anbringen der zwei oder drei Leuchten an dem riesenhohen Falle, weiß ich nicht; der Engländer aber, als er zurückkam, erklärte, der Wasserfall bei Terni sei des Weges und der Mühe nicht werth; er habe ihn sowohl von oben als von unten in Augenschein genommen, der Fall tauge aber nichts.

Schon um drei Uhr den folgenden Morgen sollten wir weiter fahren. Der Weg, sagte der Vetturin sei schlimm, wir hätten unsre längste Tagereise zurückzulegen, und wir müßten, ehe es finster würde, Nepi erreichen, da die Gegend unsicher sei. Ein anderer Vetturin mit seiner Gesellschaft schloß sich dem unsrigen an; wir waren aber doch nicht zahlreich genug, um Widerstand zu leisten.

Der Regen stürzte herab, der Weg war tief und schwer, es war stockfinstre Nacht. Wir hörten einen hohlen starken Schall vom Gebirge her, es waren die Hirten, die in Muschelschalen bliesen, um ihre Heerden zu sammeln.

Bei Tagesanbruch kamen wir bei dem Felsenstädtchen Rocca, das höchst malerisch liegt, vorbei. Die Gegend hatte das Ansehen des Tyrolergebirges zur Sommerzeit; jeder Strauch, jeder Baum war grün, der Regen hatte Gras und Blätter erfrischt. Die Epheuranke schmiegte sich in reichen Guirlanden um die Felsen und die dicken Baumstämme. Die Stadt selbst hängt wie ein Schwal-

benneſt an der Felſenwand; die gelbe Tiber ſchlängelt ſich unten in der Tiefe.

Unſer Engländer ſchlief, Signora that desgleichen; deſto lebhafter ſtiegen ſie aber aus, als wir in Atricoli waren, einer Stadt, deſſen Steinpflaſter während eines Erdbebens gelegt zu ſein ſcheint. Das Wirthshaus war mit Schmutz ſo überfüllt, daß ich es vorzog, im Stalle zu eſſen, wo doch der Duft reiner war, als in den fettigen Stuben. Die Ausſicht aber war entzückend ſchön; die Berge erſchienen in einem blaulich grünen Tone, die Thäler dehnten ſich tief und fruchtbar aus. Welche Schönheit und welche Sauerei! Man ſagt, in dieſer Welt ſei nichts vollkommen, hier aber war beides ſo vollkommen, als es nur gedacht werden kann. Der Engländer war es auch in ſeiner Art; er ging auf die Leckerbiſſenjagd bei der neuen Vetturingeſellſchaft, und ließ ſich die beſten Stücke, die ihr vorgeſetzt wurden, gut ſchmekken. Er wurde grob gegen unſern gutmüthigen, ſanften Geiſtlichen und fing an, der Signora Zoten zu erzählen.

Unangenehme Geſellſchaft, böſes Wetter, ſchlechte Wege und elende Pferde, Alles vereinigte ſich, um die Reiſe zu einer Buß- und Pönitenzreiſe zu machen. Die Sonne wollte weder mir in's Herz ſcheinen, noch die Landſchaft um uns herum beleuchten, und eben die Strecke, die wir jetzt paſſirten, lag, als ich letzt hier war, im glänzendſten Sonnenlichte. Die Natur aber dachte wohl ungefähr ſo: »für die Geſellſchaft brauche ich nicht hübſch auszuſehen, und der Dichter hat ja ſchon geſehen, wie ſchön ich hier ſein kann; er hat mich beſungen, und kann's doch nicht beſſer machen!« und ſie fuhr in ihrem Regenwetterphlegma fort.

Der Vetturin erklärte jetzt, der Weg ſei zu ſchlecht, um noch bei Tage Nepi zu erreichen, es ſei zu gewagt,

hier im Dunkeln zu fahren, wir müßten also in Civita Castellana übernachten.

Wir kamen am Berge Soracte vorbei, dessen Schnee Horaz besungen hat, und bald offenbarte sich uns unser Nachtquartier mit seinen alten, fast überall mit Schlingpflanzen bedeckten Mauern. Schäumend weiß brauste das Wasser über Felsenblöcke. Civita Castellana ist eins von den Städtchen, die im Fluge schön, zum Aufenthalt aber unheimlich sind. Wir stiegen ab im Gasthofe la croce di Malta, einem vorherigen Franciscanerkloster, das zum Wirthshause umgeschaffen ist. Von der Straße gingen wir gerade in den gewölbten Stall, welcher früher ein Betsaal gewesen zu sein schien; eine hohe, steile Treppe führte zu den Gastzimmern; Katzen und Hühner sprangen hier herum. Die Thüren hingen nur an einer Hespe oder fehlten ganz. Die Frauenzimmer im Hause saßen da, ihre langen Haare flechtend, und wußten kaum, ob sie uns empfangen wollten.

Ich wanderte umher, das Haus zu besehen; Alles war in größter Unordnung; in einigen Zimmern standen Bettstellen ohne Betten, nasse Wäsche war an Stangen aufgehangen; in andern lag zerschlagenes Hausgeräth, oder es waren darin Krüge mit, Gott weiß was, aufgestellt. Ich trat in einen engen Hofraum, von vier düstern Bogengängen umschlossen; mitten im Hofe war ein tiefer Brunnen; Fledermäuse flogen zu Dutzenden über meinem Kopfe. Eine kleine hölzerne Thür war angelehnt, sie konnte weder vor- noch zurückgeschoben werden, ich steckte den Kopf hinein, es war drinnen eine feuchte, kalte Kirche; ich sah die hohen Fenster, Alles war aber in Finsterniß gehüllt. Ich war nicht allein, ich hörte Fußtritte; ich trat zur Seite, zwei schwarze Männer mit breiten Hüten, wie die Jesuiten sie tragen, kamen in den

Bogengang hinein. »Viva Giesù sanguine!« flüsterten sie leise, indem sie an mir vorbei gingen. Ich folgte ihnen langsam. Als ich wieder oben war, erfuhr ich, mein Loos sei gefallen, diese Nacht entweder mit dem Nobile oder dem Engländer in demselben Zimmer zuzubringen. Ich protestirte dagegen und flüchtete zu dem jungen Priester, der eine Art Taubenschlag zum Schlafgemach erhalten hatte. Ich bat ihn um Erlaubniß, mir ein Bett auf einigen Stühlen bei ihm bereiten zu dürfen.

»Ich habe aber einige religiöse Ceremonien —« fing er an.

Ich bat ihn, deshalb nur ganz unbesorgt zu sein, ich würde augenblicklich schlafen. In aller Eile wurden ein Paar Stühle zurecht gestellt; der Priester, die Signora und ihr Gemahl halfen mir die Betten zusammenschleppen. Es war ein schreckliches Lager! Während dieser häuslichen Einrichtung kam der Engländer, glühend roth und höchst erbittert, daß ich nicht mit ihm in Gesellschaft schlafen wollte.

»In diesem Räuberneste verlassen Sie mich!« rief er aus. »Hier soll ich also liegen, um allein ermordet zu werden! Die Thür kann nicht verschlossen werden, in der Kammer ist ein Schrank mit einer Treppe! Im anstoßenden Zimmer wohnen ein Mönch und ein Bauerlümmel, die niederträchtig aussehen! — Soll ich denn liegen und allein ermordet werden? Sie sind ein schlechter Gefährte! ich werde auf der ganzen Reise kein Wort mit Ihnen reden!« Ich dankte ihm herzlich dafür.

Es war ein unheimlicher Abend, und an demselben — das wußte ich aber damals freilich nicht — wurde in Kopenhagen mein Trauerspiel »Das Maurenmädchen« zum ersten Male aufgeführt. Das Publikum war doch gewiß besser daran, als der Verfasser.

Obgleich wir zwei Vetturingesellschaften bildeten, welche den nächsten Morgen zusammen wegreisen sollten, riethen uns doch alle Leute im Wirthshause, Bedeckung nach Nepi mitzunehmen, wo wir erst mit Sonnenaufgang eintreffen würden.

Schon um drei Uhr waren wir aus dem Bette. Vier Reiterpferde stampften vor dem Wirthshause; der Regen fiel in Strömen. Unser Engländer wollte sich nicht fertig machen, und als er endlich so weit war, fing er erst mit der Wirthin, dann mit dem Cameriere Streit an.

Endlich fuhren wir ab; zwei Reiter ritten voraus, zwei hinten nach. Vor dem Stadtthore begegnete uns die römische Diligence, welche über Forli nach Bologna geht; sie waren auch unter Bedeckung.

Wir passirten eine lange Brücke, »ponte de' briganti« nannte der Vetturin sie, und erzählte, daß die Räuber sich darunter verstecken, wenn sie sehen, daß man Soldaten mithabe. Inwiefern es unsicher sei oder nicht, hies zu reisen, darf ich nicht entscheiden; allein ich sah dar Ganze für eine Verabredung zwischen den Wirthsleuten, dem Vetturin und den Soldaten an; diese letztern verdienen ja immer ein kleines Trinkgeld dabei. Weder früher, noch jetzt, noch später ist mir ein Ueberfall in Italien vorgekommen; gewiß reis't man in diesem Lande eben so sicher, als in England und Frankreich.

Es war fast heller Tag, als wir in Nepi ankamen, einer Stadt, welche als ein Prachtexemplar von Sauerei und Baufälligkeit gelten kann. Die großen Paläste sehen aus, als wären sie von Menschen verlassen und dem Besitze der Ratten und Fledermäuse übergeben. Spinnengewebe mit dickem Staube hing in allen Nischen und Winkeln.

Hier hörte indessen der Regen auf; allein wie eine schwere, bleierne Kuppel hing die graue Luft über uns. Es herrschte eine sonderbare Einsamkeit in dieser letzten Verzweigung der Berge. Endlich waren wir an der letzten Station La Storta, einem kleinen Flecken, nur wenige Stunden von Rom entfernt.

Das vornehmste und einzige Wirthshaus hier hatte das Aussehen eines gewöhnlichen Stalles bei uns; Küche und Gaststube laufen in Eins zusammen. Die Wände sind mit Landschaften schrecklich bemalt, gerade wie man sie in einer schlechten Laterna magica sieht, dicke Striche, und die Farben glühend und verkehrt, wie in einem illuminirten Abcbuche. Alle Beleuchtung kommt durch die Thür. Mitten auf dem Fußboden standen ein großer eiserner Kasten mit Feuer und neben diesem ein hölzerner Tisch und hölzerne Bänke für die Gäste; Bündel von Farrenkräutern hingen unter der Decke wegen der Fliegen, wahrscheinlich, damit sie nicht die Wandgemälde verderben sollten. Hühner und Flaschen hatten auf dem Fußboden Platz; Speisegeruch füllte das Zimmer, und man sah Alles in einem leichten Anfluge von Schornsteinrauch. Die Aussicht durch die Thür wurde von einem Sandgraben und einem Misthaufen mit lebendigen Truthähnen begrenzt; Vetturin- und Packwagen füllten den übrigen Raum.

Unser Engländer ging augenblicklich nach dem Schornstein, betrachtete die verschiedenen Gerichte und nahm gleich, was ihm am besten gefiel, von demjenigen, das schon fertig war. Die Frau Wirthin in La Storta aber drehte sich auf der Ferse um und riß ihm sogleich aus den Händen, was er genommen hatte, indem ihre funkelnden Augen ihn von Kopf zu Fuß maßen; er stieß sie zur Seite, sie fragte, ob er verrückt sei, und zeigte das

von ihm bestellte Essen, welches noch ganz roh auf der Pfanne glänzte. Er kniff sie in ihren fetten Arm, und sie erhob das Küchenmesser.

Ihr Gemahl, ein kleiner dicker Mann, sprang hinzu, hielt sie um den Leib und hob sie vom Fußboden empor; sie focht mit dem Messer und ein Wortstrom durchschmetterte das Haus. Der Engländer wurde glühend roth im Gesichte, und ergriff einen Rohrstuhl, den er vor sich hielt.

Es glückte uns doch, Frieden zu stiften, und jetzt aß er, aß für drei Personen. »Essen will ich für Zwei!« sprach er, »ich will essen, denn ich habe mich geärgert! essen will ich, und doch nur drei Paoli bezahlen!«

Die Wirthin verlangte indessen sechs Paoli; der Vetturin, dessen Kostgänger der Engländer in allen Mahlzeiten war, jammerte laut. Wir nahmen des Vetturins Partei, und der Engländer überfiel den armen Menschen mit Schimpfreden. »Er bekommt kein Trinkgeld!« sagte er, ich bin mit ihm unzufrieden! ich bin unzufrieden mit dem Essen! unzufrieden mit der Gesellschaft —!«

»Mit der Gesellschaft —?« fragte Signora.

»Ja wohl!« erwiederte er; »Sie plappert immer! — Prrr! wie das geht! und Ihr Mann ist dumm, ist stumm! hat keine Bildung!«

»Keine Bildung!« wiederholte Signora, indem sie erblassend die Arme in die Seiten stemmte, »keine Bildung! — Mann! ziehe Deinen akademischen Bürgerbrief aus der Tasche, und zeige ihm, daß Du Bildung hast!«

Der kleine Mann, eben so blaß wie sie, sagte kein Wort, seine Augen starrten ganz wild, er zog seine Brieftasche hervor und entfaltete ein Papier, welches er dem Engländer vorhielt.

»Lesen Sie!« sagte Signora, »lesen Sie, wenn Sie können! — Mein Mann keine Bildung! — Engländer! Sehe ihn an! Er selbst ist's, der ein roher Mensch ist, und Er erzählt, Er habe mit Prinzen gelebt! — Ochsen und Hunde mögen Seine Gesellschaft gewesen sein! Maledetto!« —

»Ich lese nicht!« schrie der Engländer mitten in ihrer Anrede und schlug das Papier zurück, stemmte die Hände in die Seiten, wie Signora, und ließ seine Zunge das Gekoller der Truthähne nachahmen.

In dem Augenblicke stand die Wirthin an der Seite der Signora; sie hob sich auf einem Fuße, ihre Augen blitzten, sie hielt in der Hand eine Schüssel mit Blumenkohl, und der Blumenkohl flog über den Kopf des Engländers. Die Hühner in der Stube flatterten wild umher, ich lachte, Einige von der Gesellschaft trommelten mit den Fingern auf dem Tische, und ein Paar Damen, welche zur Gesellschaft des andern Vetturins gehörten, flüchteten nach einer Seitenthür hin. — Von dem Augenblicke an sprach Niemand mehr mit dem Engländer; er setzte sich in den Wagen und that, als ob er schliefe.

Bei La Storta fängt die römische Campagna an; ein grasbewachsener Kirchhof im Großen ist das Bild, das sie darbietet. Keine Häuser, aber Grabruinen ohne Zahl liegen am Wege; zwischen hohen Disteln treiben die Hirten ihre Schaafheerden.

»Nero's Grab!« rief der Vetturin und zeigte auf ein Grabmal dicht am Wege. Wir fuhren vorbei.

Ich gewahrte die St. Peterskuppel! oh, wie pochte mir das Herz beim Wiedersehen Roms! Ich konnte den grünen Monte Mario erkennen, wir rollten über die Ponte molle und wurden nun von den weißen Mauern der

Weingärten eingeschlossen, b s wir vor Porta del popolo stillhielten.

Die Pässe wurden abgeliefert, wir erhielten unsre bolletta, ein Soldat setzte sich zu dem andern Vetturin, indem der Offizier uns gebot, diesem nach der Dogane zu folgen. Wir folgten.

»Nicht nach der Dogane!« war das erste Wort, das unser Engländer aussprach; er rief es zum Wagen hinaus, er befahl, man solle ihn nach einem Hotel fahren, denn er wolle sich nicht nach Soldatenbefehl herumziehen lassen. »Nach der Dogane!« riefen wir Alle, und der Vetturin fuhr dahin.

Im Koffer des Engländers fanden sich unter den Kleidern eine Menge Stümmelchen von Wachslichtern. »Die habe ich von den Wirthshäusern, in denen ich mich aufgehalten habe; sie stehen auf den Rechnungen als bezahlt, und was mein ist, nehme ich mit.«

Hier schieden wir.

V.

Ankunft in Rom.

Rom ist gewiß die einzige Stadt, in welcher ein Fremder ohne Familien-Bekanntschaften festwachsen und sich wie zu Hause fühlen kann. Ein stilles Gemüth wird hier so einsam und abgesondert, als es wünscht, leben können, und der unruhigste Geist wird Abwechselung

genug finden, denn hier kommt kein Tag, der nicht dem Auge und dem Gedanken etwas Neues brächte.

Ein ganzes Jahr muß man in Rom leben, um das Bild dieser Weltstadt, welche mit jeder Jahreszeit ihr eigenes Colorit erhält, recht aufzufassen. Es ist eben so interessant, Rom im Herbste zu sehen, wann die tanzenden Mädchen von den Weinfeldern zurückkehren, als es unterhaltend ist, es in den Carnevalstagen zu sehen, wann die lustigen Masken die Straßen füllen. Man muß in Rom sein, wann der Schnee auf den Bergen liegt, und die Schildwache mit einem Feuertopfe auf ihrem Posten steht, während die barfüßigen Knaben die Füße auf das Eis setzen und sagen, daß es brenne; man muß in Rom sein in der glühenden Sonnenhitze, wann der kühle Springbrunnen Abends die singenden Schaaren um sich versammelt.

Der Reisende aus dem Norden, welcher glaubt, indem er in die Stat hineinrollt, er werde einen Ort sehen, der ihn an Nürnberg erinnere, oder ein noch älteres Gepräge darbiete, wird höchst überrascht werden durch den muntern Anblick, die schöne Regelmäßigkeit, das sehr Moderne, welches sich ihm zeigt. Man erblickt gleich einen großen, schönen Platz mit einem Obelisk und Springbrunnen, eleganten Hotels, herrlichen Terrassen mit neugehauenen Bildsäulen und Basreliefs; junge, duftende Acacien bilden Alleen, die eine im Zickzack über der andern; die feine Welt rollt in prächtiger Wagen vorbei; englische Damen und römische Dandy's zeigen sich zu Pferde. Das Einzige, welches das Bild des Modernen stören könnte, wäre vielleicht wenn eben ein Paar der rothgemalten, klotzigen Cardinalskutschen vorbeikämen, auf welchen Kutscher und Bediente Perücken und dreieckige Hüte tragen.

Dem Stadthore entgegen strecken sich drei Straßen*), die mittlere ist il Corso, diejenige, in welcher Carneval, Wettrennen und Wagenpromenaden stattfinden. Es ist eine prächtige Straße mit Trottoirs mit breiten Fliesen gepflastert, Läden, Kirchen und vorzüglich mit vielen Menschen. Da fahren wir nun hinauf, lenken in eine Seitenstraße zur Linken ein, und befinden uns dann auf dem sogenannten spanischen Platze.

Die Tiber, erzählt man, sei einst so hoch gestiegen, daß sie einen Nachen auf diesen Platz heraufspülte; plötzlich sank das Wasser, der Nachen blieb liegen an dem Orte, wo jetzt der Springbrunnen ist; Michel Angelo, der die Zeichnung dazu machen sollte, nahm das Motiv vom gestrandeten Kahne, und daher sieht man in der Mitte des runden Bassins einen steinernen Nachen, aus welchem das Wasser herausquillt.

Hinter der Fontaine erhebt sich eine steinerne Treppe, breit wie eine Straße, hoch wie die benachbarten Häuser. Diese ist die sogenannte spanische Treppe, welche zum französischen Nonnenkloster, zur französischen Akademie und zu der schönsten und besuchtesten Promenade hinaufführt. Diese Treppe war einst wegen Ueberfälle bei Tag und Nacht sehr verrufen. Jetzt, da hier Laternen angebracht und ein Soldat als Wache hingestellt worden, hört man dergleichen nicht erwähnen, und doch brennen die Laternen schlecht, und doch sitzt der Soldat immer Abends im Schilderhause. Bei Tage wimmelt es hier von Bettlern mit welken Gliedern. Einige hüpfen wie Frösche, indem sie sich springend auf den Händen

*) Via del Babbuino, il Corso, Via di Ripetta sind die Namen dieser drei Straßen.

stützen, Andere liegen der Länge nach und zeigen den Vorübergehenden die kranken Glieder *).

Von der obersten Stufe der Treppe, am gemauerten Geländer, hat man eine Aussicht über die Hälfte von Rom, mit ihren Thürmen und Kuppeln. Doch, dieses wollen wir noch nicht sehen; wir folgen der Straße, die vor uns liegt; sie heißt Via felice, und hier haben zwei Könige ihre Wohnungen. Wo liegen die Schlösser? Siehe, da links, das schmalste Haus von allen, zwischen ärmliche Häuser eingeklemmt, und selbst ebenso ärmlich; zwei Fenster ohne Scheiben, nur mit eisernen Stangen; eine Thür mit einem Klopfer und der Inschrift: Villa Malta. Dieser ist der Pallast des Königs von Baiern in Rom. Steigen wir hinein, ja dann wird freilich bald der ärmliche Eingang vergessen; wir befinden uns in einem prächtigen Garten, wo große Lorbeerhecken die Gänge umfassen; Pinien heben ihren grünen Schirm um die kleine Wohnung, von welcher man über die Siebenhügelstadt und bis zum blauen Sabiner- und Albanergebirge die Aussicht hat.

Die Wohnung des zweiten Königs liegt rechts in der Straße, und ist einem Palaste ähnlicher, obgleich die Fenster unregelmäßig angebracht sind. Ein dunkler Gang mit steinerner Treppe führt zu den Zimmern, deren Fußboden zwar mit Mauersteinen gepflastert sind, deren Wände aber mit herrlichen Bildern prangen. Hier wohnt Thorwaldsen.

---

*) Der Erste, der mir während meines neuen Besuches in Rom hier ein Eccellenza! zurief, war gerade die Figur, welche ich im Romane »der Improvisator« als Peppo gezeichnet habe; er lag noch immer hier mit seinem grinsenden Gesichte.

Wir folgen der Straße, in welcher wir sind, und stehen auf einem großen Platze, so ächt römisch, daß keiner der Stadt Rom eigenthümlicher vorgezeigt werden kann. Man sieht einen Flügel des Capucinerklosters, man gewahrt alte verfallene Mauern, eine Reihe elender, kleiner Dorfhäuschen, und hinter diesen einen der prächtigsten Paläste, welcher einen Schatz von Bildern enthält. Rechts sehen wir Läden, ächt römische Läden, geschmückt mit Lorbeern, Guirlanden von rothen und weißen Würsten, Pyramiden von Käse, Mosaik von Feigen und Orangen, ganze Orgeln von Lichtern und Alles so geschmackvoll geordnet, als würde hier ein großes Fest gefeiert.

Tag und Nacht brennt die Lampe vor dem Madonnabilde an der Ecke; ein Thronhimmel schwebt über demselben, ein kleiner Altar steht darunter, und auf diesem sind Blumentöpfe mit flatternden, seidenen Bändern hingestellt, während die Mauer selbst ringsum mit Votivtafeln behangen ist, mit kleinen Bildern, welche alle die Krankheiten, alle die Unglücksfälle darstellen, von welchen die Madonna die Menschen geheilt oder gerettet hat. Man sieht hier die ausreißenden Pferde, welche sie im Laufe anhielt; man sieht Kinder in den Brunnen fallen, und doch gerettet werden. Es ist eine ganze kleine Ausstellung von Wunderthaten, eine ganze Gallerie von Unglücksfällen, die ein gutes Ende nehmen. Am Hause selbst ist kein Platz mehr zu dergleichen Votivtafeln, daher sind die letzten an der Wand des Gegenüberwohnenden angebracht.

Doch betrachten wir den Platz selbst! Mitten darauf steht ein mächtiger, steinerner Triton, der aus vollen Backen in die Muschelschale bläs't, daß der Wasserstrahl viele Ellen hoch emporsteigt und im Sonnenscheine wie ein Prisma in die Farben des Regenbogens spielt. Herr-

liche, weiße Ochsen mit ellenlangen Hörnern liegen hier, von den Wagen ausgespannt; Gruppen von Bauern, die spitzigen Hüte mit bunten Bändern umwunden, stehen morra spielend; kräftig schöne Mädchen, mit goldenen Kämmen im rabenschwarzen Haar betrachten ein tanzendes Paar; das Tambourin erschallt, das ist lustig zu sehen und zu hören. Der Capuciner, welcher mit seinem Bettelsack auf dem Rücken vorbeigeht, schielt lächelnd die Frohen an.

Ja hier sind wir recht in Rom! In diesem Stadtviertel wohnen gewöhnlich die Fremden; hier wollen auch wir bleiben, und von hier aus unsere Ausflüge machen, und sehen — freilich Einzelnheiten nur von dem Vielen, das sich uns am sprechendsten offenbart.

VI.

Die Familie Borghese.

In der Straße il Corso liegt die Kirche San Carlo. Musik und Gesang tönten durch die hohen Gewölbe; tausend Kerzen wurden in Procession getragen; ein vergoldeter, weißer Sarg, mit himmelblauem Deckel, stand auf einem hohen Fußgestelle, von Kandelabern mit brennenden Gefäßen umgeben; aber kein irdischer Staub lag in diesem Sarge. In der Kirche Santa Maria Maggiore *), im reichen Begräbnisse der Borghesen ruhete

*) Eine der bedeutendsten und schönsten Kirchen. Ihre 40 jonischen Säulen aus griechischem Marmor sind

Guendalina Borghese Talbot; hier aber vor dem leeren Sarkophag wurden kostbare Seelenmessen gelesen, und die Armen beweinten diejenige, die sie verloren hatten.

In den letzten Monaten *) schiffte jede Nacht der Todesengel die gelbe Tiber herauf, stieg an's Land und wanderte mit Sturmschritten durch die engen Straßen, zum Hause des Armen und zum Palaste des Reichen, und wo er hinkam, schrieb er das Todeszeichen über einen Kopf.

Des Nachts in den schweigenden Straßen, des Tages im lärmenden Gewimmel, aber dem irdischen Auge unsichtbar, schritt der Todesengel die schmalen Treppen von Backsteinen und die breiten Marmorfliesen hinauf.

In der Via di Ripetta liegt ein kleines, unbewohntes Haus; ein großer offener Bogen bildet die beiden obersten Stockwerke, so daß man aus den Fenstern des Palazzo Borghese, dessen einer Flügel zu der engen Seitengasse hinausgeht, durch diesen Bogen in die Via di Ripetta hineinsehen kann, und die gelbe Tiber da, wo die Fähre hin und zurück gezogen wird, und die entgegengesetzte Küste, die Peterskirche, ja sogar die fernen Hügel entdecken kann.

Das Zimmer, von welchem man im Palazzo Borghese diese Aussicht hat, gehört zu der großen Bildergallerie, welche sich durch viele Säle erstreckt. Hier tönt ewig das Concert des Lionello Spada; hier erlischt dem Loth und seinen Töchtern nie der rothe Abendhimmel, Gherardo delle Notti hat diese mit Geist und Flamme

---

vom Tempel der Juno Lucina; die Decke ist mit dem ersten Golde, daß von Peru nach Europa kam, vergoldet.

*) 1840.

festgebannt; das Gold regnet ewig in Danae's Schooß mit dem mächtigen Klange, den Raphael ihm ertheilen konnte.

Durch diese Säle schritt in der Nacht der Todesengel mit den großen Fittigen, hinter welchen Alles sich verbirgt; der Todesengel, auf dessen Stirn ein leuchtender Stern uns die Unsterblichkeit verkündet; der kräftige junge Tod, der kein Gerippe ist, sondern ein kühner Jüngling, der den Faden des Erdenlebens keck überschneidet.

Durch diese Säle schritt der Todesengel; Dominichino's Sibylle schien die Augen emporzuheben; Cäsar Borgia, dem Raphael die Unsterblichkeit verliehen hat, wollte aus dem Rahmen treten, — der Todesengel wanderte aber ruhig vorwärts, die breiten Treppen hinauf zwischen den herrlichen Marmorbildern.

Ein Sohn aus dem Geschlecht Borghese ward dem Tode geweiht.

Und der Trauerflor wurde dem reichen Wappen angeheftet, doch ehe es aufgehängt wurde, kam der Todesengel wieder; er suchte die Mutter, welche um ihr Kind weinte; der Engel küßte ihr die Brust, und sie war todt. Mutter und Sohn waren todt.

Der Arme weinte; es war Trauer in der Hütte, Jammer im reichen Palaste der Borghesen; allein zwei Söhne lebten ja noch. Und wieder kam der Todesengel, noch ein Sohn mußte sterben. Der Letzte war noch übrig, aber mit Leid im Herzen und Fieber im Blute.

»Wo ist mein Bruder?« fragte er und in dem Augenblicke trugen sie des Bruders Leiche aus dem Thore des Palastes. Keine Antwort ertönte; der Todesengel küßte den Mund des Fragenden; auch er war todt.

Jammer und Elend war im reichen, prächtigen Palaste der Borghesen; die beste, liebreichste Mutter war

todt, ihre drei Söhne waren todt, — das ewige Rom vergoß Thränen, seine Dichter sangen zur Harfe wehmüthige Lieder; eins rührte mein Herz, es lautet folgendermaßen:

Sonetto.

Presso al Tamigi un fior' di paradiso
La Fè piantò con somma cura un giorno;
Bello ei crebbe in quel suol piu d'un narciso:
Tanto era in suo candor di grazie adorno!

Quindi la Carità fiammante in viso
Del Tebro il trapiantò nel bel soggiorno,
E quì destava in tutti amore e riso
Per la fragranza che spandea d'intorno.

Ma il grato olezza anche sù in cielo ascese,
Ande averlo fra loro ebber desio
L'alme ch'ivi si stanno al gaudio intese.

Allora a un divin cenno Angiol partio
Che svelto il fior con tre germogli, il rese
All' amor de' beati, e in grembo a Dio.

VII.

Roms Kirchen.

Ja, hier in der Stadt Rom sind nicht weniger als 328 Kirchen; es würde ebenso ermüdend sein diese zu schildern, als die Beschreibung zu lesen; wir beschränken uns also auf drei, welche in demselben Striche liegen; in diesen wollen wir unsern Kirchgang halten.

Oberhalb der spanischen Treppe liegt die Kirche Trinità de' monti. Jeden Sonntagmorgen strömt eine Schaar Fremder hierher, um die Schwestern singen und musiciren zu hören. Der blinde Bettler hält mit seinem Rücken den schweren Thürvorhang in die Höhe, damit die Menge leichter hineintreten kann, er rasselt mit der blechernen Büchse, Niemand scheint es zu bemerken, denn schon ertönt der Gesang der weichen Weiberstimmen, er scheint der Engel Weinen in Harmonien aufgelös't zu sein. Keine geistesmagere Predigt stört hier die Andacht, auf Tönen hebt sich der Gedanke zu Gott.

Die Kirche ist hell und traulich, die Sonne bescheint die goldenen bunten Wände. Ein Gitter trennt die Zuhörer von den Nonnen, welche mit den armen Mädchen, welche sie erziehen, um den Altar sitzen. Ueber dem Gitter ist ein brennendes Herz, von einem Dornenbande umwunden dargestellt; ob das heißen soll: »In den Dornen der Erde soll das Herz nur für Gott flammen!« oder bedeutet es: »Mein Herz brennt, doch das Dornenband des Klosters umspannt es!«

Den Blick voller Lebensgenuß starren die Fremden durch das Gitter die gefangenen Tauben an! — Ach,

was ist wohl am besten, entweder einsam mit Gott und sich selbst unter der dunkeln Cypresse im Klostergarten zu sitzen, oder zu den flatternden Vögeln zu gehören, deren zwei und zwei über Berg und Thal fliegen, wo das Netz ausgespannt ist, wo der Jäger zielt? — — Frage nicht die junge bleiche Nonne! Störe sie nicht! Sie hat ihren Schmerz ausgeweint, und singt heute ihre Freude hinter dem schwarzen Gitter.

Man erzählt von einer der Schwestern, welche am schönsten von Allen gesungen hatte, und die Bleichste von Allen gewesen war. Am Sonntagmorgen vermißten sie die Fremden; in derselben Stunde gruben zwei alte Männer ihr Grab im Klostergarten, und der Spaten klang, er stieß gegen den harten Stein, die Erde wurde weggeschaufelt und ein Marmorbild aus den Tagen der Vorzeit wurde aus der Erde hervorgehoben. Ein wunderschöner Bacchus, der Gott des Genusses, stieg zum Sonnenlichte empor aus dem Grabe, das diejenige empfangen sollte, welche das Leben nie genossen hatte. Das Grab kann auch ironisch sein!

Von der Kirche Trinità de' monti wandern wir die Straße entlang, drehen um die Ecke, und stehen vor der Capucinerkirche. In dieser sind schöne Bilder, im Kloster sind kühle Gänge, welche einen kleinen Garten umschließen, in dem die Zweige der Citronenbäume von Früchten beschwert sind. Allein bei Nichts von all' dem wollen wir weilen; unter der Kirche, doch nicht unter der Erde, ist eine Reihe von Kapellen; die wollen wir besuchen. Die Sonne scheint herein durch die Gitterfenster, die Luft fächelt uns frisch und rein an, und doch gehen wir unter Todten. Fußboden, Decke, alle die kleinen Kapellen hier, sind einzig und allein aus Gebeinen aufgeführt; wo wir hinsehen ist Alles Gebeine, sie bilden Rosetten, Schnörkel

und Bilder. An einem Schädel sind zwei Hüftbeine so angebracht, daß sie wie Flügel aussehen; ein Thron von Gebeinen ist in einer von diesen Knochennischen errichtet; zwei Gerippe kleiner Kinder *) schweben wie Engel darüber; doppelte Hüftbeine bilden ihre Flügel. Kronleuchter, ebenfalls aus Menschenknochen verfertigt, hangen hier und werden mit Hülfe eines Seiles hinaufgezogen und herabgelassen. Hände greifen in einander und bilden seltsame Arabesken. In jedem Kapellchen besteht der Fußboden aus Erde, mit Erde von Jerusalem gemischt. Die Leichen der Mönche, welche hier begraben sind, werden nach Verlauf von 8 Jahren wieder aufgenommen; wenn die Gebeine alsdann noch zusammenhangen, wird das Gerippe in eine Capucinerkutte gekleidet und in eine der Nischen aufgestellt, und ihm wird ein Blumenstrauß oder ein Gebetbuch in die Hand gegeben.

Es ist seltsam zu bemerken, welch höchst verschiedener Ausdruck in diesen oft mumienhaften Physiognomien liegen kann. Der Mönch, welcher dieses vorzeigt, deutet oft auf eine dieser schweigenden Gestalten und sagt: »der war mein Freund und Bruder hier im Kloster, wir hatten uns sehr lieb! Betet für uns!«

Das Ganze ist ein Memento mori, welches man nie vergißt, und doch hat der Anblick nichts Unheimliches; wir beschauen das Vergängliche, es ist bei uns in unserm Sonnenschein, in unsrer frischen Luft, es spielt, so zu sagen, mit sich selbst, um das Todesbild zu mildern.

Die dritte Kirche, in welche wir uns begaben, Santa Maria degli Angeli, liegt mitten in den Ruinen der Bäder Diocletian's; diese haben das Ansehen, als ge-

---

*) Kinder aus dem Geschlechte Barberini, das in dieser Kirche sein Familienbegräbniß hat.

hörten sie zur alten Stadtmauer, und nehmen einen bedeutenden Raum ein. Ein Theil scheint zum Heumagazin zu dienen, ein anderer ist in ein großes Hospitium verwandelt; dicht an diesem, neben einer Reihe zusammengestürzter Bogen und gespaltener Mauern, sieht man einen Eingang, wie zu einer Kapelle, man tritt hinein, und steht in einer der größten und schönsten Kirchen Roms.

Dies ist Diocletian's Badestube; mächtige Säulen, jede aus einem einzigen Granitblock, brüsten sich noch hier von jener Zeit her *). In dieser Kirche ist etwas so Gefälliges, so Freundliches, als ginge man unter dem Dache der Pinien im Freien, und zugleich ist es doch hier feierlich, einsam, ächt katholisch. Die Wände prangen mit herrlichen Bildern, hier ist Sanct Sebastian von Dominichino, hier ist Christi Taufe von Carlo Maratti **).

---

*) Die acht Säulen sind jede 16 Fuß im Umkreis und 43 Fuß hoch.

**) In dem kapellenartigen Gebäude, durch welches man geht, um in die Kirche zu gelangen, liegt links Carlo Maratti, rechts Salvator Rosa begraben; die Büste des Verstorbenen steht auf jedem Grabe. Diesen Gräbern gegenüber sind zwei andere, auf welchen die Grabschriften die schönsten und inhaltsreichsten sind, die mir vorgekommen; die eine lautet folgendermaßen:

Corpus humo tegitur,
Fama per ora volat,
Spiritus astra tenet.

Die zweite ist nicht weniger bezeichnend:

Virtute vixit,
Memoria vivit,
Gloria vivet!

In keiner der großen Kirchen Roms findet man eine Einsamkeit wie hier; man sieht nur ein Paar Fremde über den Marmorboden wandern und einen Mönch den Vorhang von einem der bedeckten Bilder wegziehen. Die Thür zum Kloster steht halb offen, und hat man hineingeguckt, könnte Einem die Lust anwandeln, dort zu bleiben; denn im Kloster, wie in der Kirche, ist nichts Enges, nichts Drückendes. Kühle, große Bogengänge umschließen einen Garten, welcher mit den größten Cypressen prangt, die Rom aufzuzeigen hat. Ich habe keine Pappeln gesehen, die höher und üppiger wären als diese Bäume, welche hier einen Springbrunnen beschatten.

Man bekommt Lust, mit dem Mönche zu arbeiten, der in die kleinen Gärten vor den Zellen Kräuter pflanzt; jeder Garten hier ist eine Laube von Reben, Apfelsinen- und Citronenbäumen. Die warmen Sonnenstrahlen spielen zwischen den grünen Blättern, und sammeln sich gleichsam in den goldglänzenden Früchten. Von dieser duftenden, grünen Kapelle der Natur wandert der Mönch in die große Gotteskirche, beugt das Knie, und preis't Gott in stiller Einsamkeit.

VIII.

Feenpaläste in der Wirklichkeit.

»Die alten Götter leben noch!« — ja, das kann man in einem Mährchen sagen, aber in der Wirklichkeit —? diese ist selbst oft ein Mährchen.

Das Kind, welches »Tausend und eine Nacht« lies't, sieht in Gedanken die prächtigsten Zauberpaläste, und ist mit ihnen glücklich; dann kommt aber ein Aelterer und sagt: »dergleichen giebt es nicht in der Wirklichkeit!« — und doch giebt es dergleichen. Der Vatican und die Peterskirche in Rom bieten eine Größe, eine Pracht und einen Anblick dar, ganz den Schlössern gleich, welche die Phantasie in dem alten morgenländischen Buche gebauet hat. Wir können es selbst sehen und erfahren, ob die alten Götter noch leben.

Wir stehen schon auf dem Petersplatze und sind rechts und links von einer dreifachen Säulenreihe umschlossen. Die Kirche, die vor uns liegt, ist in allen Verhältnissen so großartig, daß wir kein Maß für sie haben; die Verhältnisse entsprechen einander, dem Platze und dem mächtigen Vatican daneben, dermaßen, daß wir nur sagen können: »Ja! das ist ein großes, dreistöckiges Gebäude!« Aber wir werfen einen Blick auf das Menschengewimmel, das die Treppe, — welche die Breite des ganzen Gebäudes einnimmt, — hinaufströmt, und je nachdem das Auge die Verhältnisse der Thüren und Fenster aufgefaßt, werden die Menschen nur Puppen, Punkte. Wir erkennen die Größe, ohne sie noch begriffen zu haben.

In der Mitte des Platzes steht ein Obelisk, und auf jeder Seite ein Springbrunnen, welche, in Beziehung auf alles Umgebende, eine passende Größe haben; aber wir betrachten sie, jeden für sich, und wir sehen, daß sie von einer erstaunenden Größe sind. Man erzählt von einem fremden Fürsten, daß er, beim Anblicke der mächtigen Wassermasse, laut ausrief: »Jetzt ist's genug!« indem er glaubte, dieses ungewöhnliche Schauspiel sei ihm zu Ehren veranstaltet, und durch ungeheuere Mittel für eine kurze Zeit möglich gemacht worden. Die Wasser aber springen immerfort, und springen noch mit demselben Reichthume. Ein herrlicher Anblick ist es, wenn die Sonnenstrahlen auf die herabstürzenden Tropfen einen Regenbogen malen.

Vom Platze tritt man rechts durch einen bedeckten Gang in den Hof des Vaticans, der auf drei Seiten von dem mächtigen Gebäude eingeschlossen wird, welches von der Größe der Peterskirche ist, und daher, neben dieser aufgestellt, bewirkt, daß keins von beiden die Wirkung macht, die es hätte machen können.

Lanzenknechte in mittelalterlicher Tracht, — sie sehen alle aus wie Treff-Bube in einem Spiel Karten — deutsche Miethtruppen, halten in den Bogengängen und im Hofe Wache. Um jedes Stockwerk geht eine Gallerie; in der obersten sind die Wände al fresco mit Landkarten bemalt; der Papst kann hier die Länder studiren, über welche seine Vorgänger einst geherrscht haben. Die mittlere Gallerie ist eine ganze Bilderbibel; es sind die sogenannten Raphaels-Logen. Erst in den letztern Jahren hat man die offenen Bogen mit großen Fenstern zugemacht; die Gemälde sind daher etwas abgeblichen, die Arabesken ziemlich verwittert, ja sogar von muthwilligen Händen abgekratzt, oder mit Namen von Reisenden, um

welche Niemand sich kümmert, beschrieben. Die untere Gallerie führt in den Flügel des Palastes, den der Papst nicht bewohnt, der aber die reichsten und herrlichsten Schätze der Welt in sich faßt.

Das ganze Gebäude besteht, wie bekannt, aus 22 Höfen und 11000 Zimmern; schon dieses klingt mährchenhaft; aber nach einer Wanderung von einigen Stunden hier, glauben wir uns in einem Zauberschlosse; die kühnste Phantasie bekommt hier nicht Zeit, etwas Neues zu schaffen, sie verstummt, indem sie die Wirklichkeit eben so reich und kühn, wie sich selbst sieht. Laß uns wandern!

Durch eine Gitterthüre treten wir in einen Gang, der in's Blaue fällt, so lang ist er. In der ganzen Welt, nur hier nicht, könnte er ein reiches Museum genannt werden; Fußboden und Wände bieten Erinnerungen des Alterthums dar. Wir blicken durch eine Thür, und werden von der Farbenpracht in den vielen Sälen, welche hier an einander grenzen, geblendet. Decke und Wände sind mit Gemälden überhäuft, keines aber befestigt sich in den Gedanken; sie machen eine Wirkung, wie die Farbenbilder in einem Kaleidoskop; es ist die Bibliothek, aber wo sind die Bücher? Sie stehen in niedrigen, weißgemalten und vergoldeten Schränken verborgen.

Wir blicken durch eine andere Thür; das Licht strömt durch daß gläserne Dach herein, Wände und Boden sind aus blankpolirtem Marmor, herrliche Bildsäulen stehen an beiden Seiten; sie scheinen so eben aus den Mamorblöcken gelöset zu sein, und doch sind mehr als tausend Jahre verflossen, seitdem sie den Meißel erklingen hörten. Man muß diese Schätze bei Fackelbeleuchtung sehen; der Marmor scheint alsdann belebt zu werden, in dem unstäten Licht scheinen die Muskeln zu schwellen, die Falten

der Gewänder sich zu bewegen, die bleichen Gesichter Farbe zu erhalten.

Doch, wir folgen wieder dem großen Gange, treten einige Stufen hinauf, und eine Reihe von Sälen mit den schönsten Denkmälern des Alterthums, der eine Saal reicher und herrlicher als der andere, öffnet sich unsern Blicken. Man wird des Anschauens fast müde, wie sollte man es denn beschreiben können? Die Götter des Olymps leben noch hier; die Musen begrüßen uns Sterbliche; Alles ist Schönheit und Größe. Nur an einem kleinen Fleck wollen wir verweilen, und von diesem möge man alsdann auf das Ganze schließen.

Wir stehen in einem kleinen Hofe; Gottes klare Sonne wirft ihre siebenfarbige Guirlande über den hohen Wasserstrahl, der im Marmorbecken plätschert. Der Hof ist von offenen Bogen umschlossen, und in diesen prangen weltberühmte Herrlichkeiten. Hier stehen Antinous und der vaticanische Apoll, hier ächzt Laocoon im ewigen Schmerz, von Schlangen umwunden, hier haben Canova's Gladiatoren und Perseus ihren Platz.

Man wird von dem Größten, das die Kunst hervorgebracht hat, fast überwältigt. Es ist eine Ruhe für Gedanke und Auge, einen Blick durch die Fenster zu werfen, und die Aussicht, welche hier Ruhe gewährt, ist die Landschaft von Rom und der Campagna bis zum Gebirge, die Ansicht kleiner mit Fliesen gepflasterter Höfe, oder prächtiger Gärten, welche zur Winterzeit mit dem schönsten Grün prangen; alle Lauben sind Lorbeerbäume, die Rosen scheinen längs den Mauern hervorzuquillen; das Wasser plätschert aus künstlichen Grotten und Höhlen.

Sollte man nicht glauben, es träume Einem ein Mährchen? Und doch ist Alles Wirklichkeit, die wunderschöne Wirklichkeit.

Durch einen in ägyptischem Stile aufgeführten Vorsaal, welcher mit grandiosen Sarkophagen, jeder aus einem großen, köstlichen Steine, prangt, tritt man in — ja, Museum kann es nicht genannt werden, das ist zu wenig, — man tritt in eine der Pyramiden Aegyptens. Der ganze Saal ist wie eine der größten und prächtigsten Grabkammern in den Pyramiden decorirt; die Wände sind mit Säulen und tropischen Pflanzen bemalt, die Decke wölbt sich wie ein Himmel, ein afrikanischer Sternenhimmel, das reinste Ultramarin, und ein Gewimmel von reich vergoldeten Sternen. Man fühlt sich in Afrika, man ist mitten in der Pyramide, und ringsum sitzen schweigend und düster die seltsamen Götterbilder. In Seitenkammern stehen Mumien, einige aus ihrem Todtengewande gelös't, andere ganz eingehüllt und in ihren bemalten Särgen verborgen.

Von den unförmlichen Steinbildern, den grellen Farben, welche dem Auge hier begegnen, gehen wir zu den vollendetsten Bildern, welche die Kunst aufzuweisen hat, zu einer kleinen Bildergallerie über, die aber ein Schatz ist, wie er nur aus hundert andern gesammelt werden kann, und hierher führt der Weg durch viele Säle, einige mit bunten Gobelinstapeten, zu welchen Raphael die Zeichnungen gab, andere mit Landkarten und Grundrissen der Städte, al fresco gemalt. Es ist, als wollte jeder Saal in dem ungeheuern Vatican den andern, entweder durch Kunstschätze oder durch Eigenthümlichkeit, überbieten.

Wir stehen jetzt unter den unsterblichen Bildern! Wohin sollen wir uns wenden? In welches Zimmer, nach welcher Wand? Dort sehen wir Dominichino's sterbenden Hieronymus; dort schwebt auf Wolken Raphael's Madonna di Foligno; hier ist sein letztes Werk, die Transfiguration. Perugino, Giulio Ro-

mano, Tizian, Italiens größte Meister grüßen uns von diesen Wänden herab. Sonderbar, wie ein Blümchen vom Alltagsleben, prangt hier zwischen Glorien und Wolken ein kleines Thierstück von Paul Potter. Er hält sich nahe an der Thür, als ein bescheidener, doch kein unwürdiger Gast im Paradiese der Kunst.

Große Flügelthüren öffnen sich, und wir stehen in Raphael's Stanzen, wir wandern durch Säle, deren Mauern seine unsterblichen Bilder besitzen. Welche Natur! Welche Phantasie und Reinheit in jedem Stücke.

Und was ist noch übrig nach einer Wanderung durch diese Herrlichkeiten? Was ist noch übrig von Menschenwerk, das uns durch größern Reichthum und größere Pracht überraschen könnte? Wir durchwandern zwei Säle; durch große offene Thüren schauen wir in was wir hohe Kirchen nennen würden, hier aber sind's nur Kapellen, von Lichtern und Bildern strahlend. Wir gehen aber vorbei, heben einen Thürvorhang auf und stehen in der Peterskirche. Alles ist Marmor, Alles ist Gold und Mosaik, wir stehen in der größten Kirche der Welt.

»Ja! groß ist sie, allein doch nicht so groß als ich erwartet hätte!« sagt man das erste Mal, wenn man hineintritt. Es geht uns hier wie in Gottes Natur, der Raum ist zu groß, als daß das Auge ihn ermessen könnte; die Verhältnisse sind zu riesenhaft. Man muß erst die Kirche durchwandern; man muß die Menschenmasse, welche den Platz vor der Kirche zu füllen schien, sich drinnen bewegen sehen; man muß zu der marmornen Taube hintreten, welche man im Augenpunkte schwebend glaubt, und alsdann erfahren, daß man die Hand hoch emporheben muß, um sie berühren zu können. Die Mosaikengel in der Kuppel scheinen uns unbedeutend; wir steigen hinauf, und sie dehnen sich viele Ellen hoch; von da

schauen wir hinab, und das Kreuz auf dem Hochaltare, tief unter uns, hebt sich doch zu einer Höhe, wie einer der Paläste Roms.

Man muß das flache Dach der Kirche besteigen, und ist man da, glaubt man auf einem Marktplatze zu sein; die kleineren Kuppeln scheinen Kapellen, die größte Kuppel eine mächtige Kirche zu sein. Ringsum hier oben sind kleine Häuser errichtet für die Handwerker, welche hier beschäftigt sind; hier sind Oefen, hier sind Kalkgruben, hier ist ein kleines Städtchen; muntre Kinder spielen auf dem großen Platz und klettern auf das hohe gemauerte Geländer, um über Rom und die Campagna nach dem Meere und dem Gebirge hinzuschauen.

In der Osterwoche muß man die Peterskirche sehen, sie bei Abend und bei klarem Sonnenschein sehen. Es ist ein Zauber, die sogenannte Kuppelbeleuchtung zu sehen; denn es ist nicht nur die Kuppel und das darauf prangende Kreuz, die von Lampen strahlen, nein, es ist das ganze ungeheuere Gebäude mit den Säulengängen, die den Platz umgeben. Alles sieht man in feuerigen Umrissen; die Lampen sind mit solchem Reichthume vertheilt und so angebracht, daß die ganze Architectur hervortritt. Es ist von großer Wirkung, an einem solchen Abend vom erleuchteten Platze in die Kirche selbst zu treten, wo Alles Nacht und Schweigen ist; aber mitten unter der Kuppel am Hochaltare strahlt eine Glorie von mehreren Hunderten silberner Lampen, am Geländer um St. Peter's Grab angebracht; wir treten dahin und blicken hinab in die von Gold und Silber strahlende Kapelle, wo das Marmorbild eines knieenden Papstes sein stilles Gebet hält. Es herrscht ein Frieden, eine Andacht in der Stille der Kirche, in der Gestalt dieses Greises, daß wir selbst

davon erfüllt werden, und, wie der Katholik, den Drang fühlen, uns dem unsichtbaren Gotte zu beugen.

Man muß beim Sonnenlicht diesen Tempel Gottes durchwandern, wenn es hier einsam ist und die schönen Stimmen aus den Seitenkapellen ertönen. Man muß sich hier zu den großen Festen einfinden; die Musik erklingt, der Weihrauch duftet, tausend Menschen knieen nieder und empfangen den Segen eines Greises. Alles strahlt von Lichtern, Alles funkelt in Gold und Farben. Die berühmtesten Bilder, die wir in Rom zerstreuet gesehen, sind hier in Mosaik wiedergegeben und prangen als Altartafeln. Doch einer der Altäre hier bietet kein Bild dar; zwei Riesengestalten in päpstlichem Ornat tragen einen Thron; Niemand sitzt darauf als der unsichtbare Gott. Mächtige Marmorbilder treten aus den glänzenden Wänden hervor *).

Was bedeutet aber diese düstre eherne Bildsäule unter einem Thronhimmel, der von Gold und Purpur strahlt? Eine päpstliche Wache ist auf jeder Seite aufgestellt; das Volk küßt den Fuß des ehernen Bildes. Es ist St. Peter's Bild, einst war es Jupiter's; der Blitzstrahl wurde seiner Hand entrissen, sie hält jetzt die Schlüssel. In Rom leben noch die alten Götter. Der Fremde beugt sich ihnen im Museum, das Volk küßt ihnen den Fuß in der Kirche. Die alten Götter leben noch — das ist Anfang und Schluß des Mährchens.

*) Jedes Standbild deutet den Stifter eines Mönchordens an; so sehen wir den Propheten Elias, der als Repräsentant des Camaldulenserordens da steht; ein brennendes Rad bezeichnet den glühenden Wagen, auf dem er zum Himmel fuhr.

IX.

Weihnachtsabend in Rom.

Je weiter Schwede, Norweger und Däne von ihrer Heimath sich entfernen, desto lauter singt das Herz in jedem, wenn sie sich begegnen:

»Ein Volk sind wir, man nennt uns Skandinaven.« *)

Als ich 1833 in Rom war, feierten die drei Nationen ihren Weihnachtsabend gemeinschaftlich, wie eine Familie. Gesang und Lustigkeit stimmen nicht mit den römischen Feierlichkeiten am Geburtsfeste des Erlösers; wir konnten also nicht in der Stadt selbst lustig sein, aber dennoch sollten wir unsre Freude nicht einbüßen. Keine Stadt ist tolerant wie Rom; man räumte uns ein schönes Local außerhalb der Stadt ein, ein großes Haus in der Villa Borghese, mitten im Pinienwalde, dicht neben dem modernen Amphitheater Wir schmückten den Saal mit Kränzen, wir pflückten Blumen im Garten, der uns umgab; die Luft war mild und warm, es war ein Christabend, wie bei uns ein St. Johannistag.

Ein Weihnachtsbaum sollte zu Wege gebracht werden, ein Tannenbaum, wie bei uns im Norden. Dies war aber hier ein gar kostbarer Schatz; wir müßten uns, sagte man, mit zwei großen Orangenbäumen begnügen, welche an der Wurzel abgesägt waren und voller Früchte

*) Anfang eines scandinavischen Volksliedes vom Verfasser. Das Lied ist sowohl in Schweden als in Dänemark in Musik gesetzt worden.

hingen, und diese waren nicht an die Zweige gebunden, sondern aus denselben herausgewachsen. Wir waren etwa funfzig Scandinaven, und unter diesen sieben Damen; diese wurden mit Kränzen von lebendigen Rosen, wir Männer mit Epheu bekränzt. Die drei Nationen hatten zu Geschenken beigesteuert, welche durch das Loos gewonnen werden sollten; der Hauptgewinn war ein silberner Becher mit der Inschrift: »Weihnachtsabend in Rom 1833.« Es war ein Geschenk dreier Nationen, und wer bekam ihn? Ich war der Glückliche!

Gegen Mitternacht brachen die Aelteren auf und gingen nach Rom zurück; unter diesen waren Byström und Thorwaldsen, welche ich begleitete.

Das Stadtthor war geschlossen; um aber hineinzukommen, brauchten wir nur, wie uns gesagt worden war, mit dem Hammer dreimal stark anzupochen und »gli Scandinavi!« zu rufen. Ich dachte an Holberg's Lustspiel, in welchem Chilian an's trojanische Thor pocht, ich ergriff den Hammer und gab das Signal und unsern Feldruf: »gli Scandinavi!« Ein kleines Pförtchen am Thore wurde geöffnet, und Einer nach dem Andern krochen wir in die große Weltstadt hinein.

Das war ein lustiger Christabend! die Nacht war warm und mild, wie eine Sommernacht im Norden.

Und nun derselbe Abend 1840! Niemand hatte an ein Weihnachtsfest gedacht. Ein Jeder saß für sich zu Hause. Das Wetter war kalt; das Kaminfeuer wollte mein Zimmer nicht erwärmen. Der Gedanke flog weit umher, er flog gegen Norden.

Jetzt, flüsterte er, ist der Weihnachtsbaum mit hundert bunten Lichtern angezündet, die Kinder jubeln in süßer Glückseligkeit; jetzt sitzen sie um den Tisch, singen einen Gesang, und trinken auf die Gesundheit der abwe-

senden Freunde. Es ist lustig in der Stadt, es ist lustig auf dem Lande in den alten Edelhöfen. Die Flurgänge sind mit Leuchtern und Tannen geschmückt, die Treppen mit Teppichen bedeckt; geputzte Diener springen emsig auf und ab, die Musik erklingt, der Zug beginnt und begiebt sich in den großen Tanzsaal — oh, das Weihnachtsfest ist lustig im Norden!

Ich verließ mein einsames Zimmer. Die Leute strömten nach der Kirche Maria Maggiore.

Noch brannten nur einzelne Lampen drinnen. Männer, Weiber und Kinder, von der Campagna und dem Gebirge hergewandert, saßen und lagen auf den Stufen der Kapellen und Altäre in den Seitengängen. Einige dieser armen Leute waren vor Müdigkeit eingeschlafen, andere beteten ihren Rosenkranz.

Jetzt wurden die Kerzen angezündet. Die ganze Kirche funkelte von Purpur und Gold, der Weihrauch duftete die Musik erscholl, der Gesang verkündete: »ein Erlöser ist geboren, Halleluja!« Die alten Cardinäle trugen auf ihren Schultern das Kripplein Christi durch die Gänge der Kirche, und das Volk erblickte um dieses eine Glorie, stärker als die, welche tausend Kerzen verbreiteten. Es war als ob die Hirten sängen, als ob die Engel sängen, und es kam Frieden und Trost in das Herz des Menschen.

X.

Drei römische Knaben.

In dem großartigen Rom findet man in engen, krummen Gäßlein große Paläste, welche, wenn sie auf einem freien Platze lägen, für Prachtgebäude gelten würden. Einen solchen will ich mit Feder und Dinte zeichnen, und so genau, hoffe ich, daß man ihn nach der Zeichnung wiederfinden wird, wenn man weiß, daß er in der Straße Ripetta gesucht werden muß.

Hohe Bogengänge mit künstlich ausgehauenen Marmorsäulen umschließen einen kleinen viereckigen Hof. Statuen stehen zwischen den Säulen, und verstümmelte Marmorbilder in den Nischen der Wände; die Mauern prangen unten mit Basreliefs und oben mit kolossalen Köpfen römischer Kaiser. Gras und Schlingpflanzen hangen um das Fußgestell herum, und schießen hervor aus den Falten der Marmorgewänder. Die Spinne hat ihr Gewebe wie ein Trauerflor zwischen Götter und Kaiser gesponnen. Im Hofe liegen Kohlstengel, Citronenschalen, zerrissene Binsengeflechte, die Flaschen umgeben haben; die Erde hat sich um die Seiten der hier hingestellten marmornen Sarkophage angehäuft; einst umschlossen sie einen der Mächtigen Roms, jetzt enthalten sie nur einige Scherben, Salatblätter und Erde.

Die breite marmorne Treppe, welche zu den Sälen des Palastes hinaufführt, ist noch schmutziger, als der Hof. Barfüßige, verfrorene Betteljungen sitzen hier im Kreise. Der Eine hat einen zerfetzten Teppich als Mantel um die Schultern geworfen und ein Rohr als Tabacks-

pfeife im Munde. Der Zweite hat eine Fußbedeckung von Lumpen mit Bindfaden zusammengebunden; der Rock ist so groß und weit, daß er zwiefach um den Knaben geht und ihm zugleich, glaube ich, als Hosen dient. Der Dritte hat einen Hut und auch eine Weste, mehr glaub' ich nicht, wenn nicht etwa der Pantoffel, welcher unterhalb der Stufe steht, mit zum Anzuge gehört. Alle drei spielen Karten. Kann es interessiren, die drei jungen Römer oder ihren Familie näher zu kennen? Zufällig sind ungefähr die Hauptpersonen der Familien in diesem Augenblicke auf der Terrasse bei Piazza del popolo versammelt.

Hier steht eine Gruppe schwarzbärtiger Männer in gestreiften Kleidern, blaue und weiße Streifen; es ist eine kenntliche Uniform, wozu gewöhnlich eine Kette gehört, welche aber am Beine getragen wird. Es sind römische Züchtlinge, welche hier arbeiten. Der Vorderste, welcher sich auf den Spaten stützt, ist der Vater des Knaben, der die Lumpendecke als Wurfmantel trägt; ja, das ist der Vater! Er ist aber weder Dieb noch Räuber, er ist nur niederträchtig. Es ist eine kurze Geschichte. Um seinen Herrn zu ärgern, ist er Züchtling geworden; um seinen Herrn zu ärgern, hatte er verbotene Waaren im Wagen; diese wurden gefunden, dafür sorgte er selbst, denn das römische Gesetz befiehlt, daß Pferde und Wagen dem Herrn, wenn er auch unschuldig ist, weggenommen werden und der Polizei anheimfallen. Der Knecht wird in's Zuchthaus gesteckt; der Herr muß aber täglich funfzehn bajocchi zum Unterhalt des Verurtheilten bezahlen; das ist eine hübsche Ausgabe. Ist der Knecht arbeitsam, wird jedes Jahr im Gefängnisse nur zu acht Monaten gerechnet, und ihm wird für seine Arbeit der höchste Lohn bezahlt. Dies ist das große Rechnungsstück,

das ihm im Kopfe herumläuft, indem er sich an den Spaten lehnt. »Der Herr hat Pferde und Wagen verloren! der Herr muß tagtäglich mit dem Kostgelde herausrücken! ich habe freie Wohnung, immer Arbeit, den höchsten Lohn, und ich bin Züchtling mit Ehren! Das ist vielleicht mehr, als was mein Sohn je werden wird!«

Auf der Promenade dicht neben rollt ein leichtes, kleines Cabriolet; ein reicher Franzose von etwa dreißig Jahren kutschirt selbst. Er ist früher in Rom gewesen, es sind acht Jahre her; jetzt führt er seine junge Gemahlin in der Weltstadt umher. Sie haben eben heute eine schöne, weibliche Statue von Canova gesehen und bewundert, und der Franzose kannte diese Schönheitsformen, die jetzt im Marmor unsterblich sind; er sagte es aber nicht. Die schöne Giuditta ist Staub; ihr Sohn ist der zweite Knabe im Kartenspiele; er wickelt sich in seinen weiten Rock, wie der Vater sich in seinen reichen Mantel hüllt, indem er auf der Promenade einherjagt.

Das dritte Knäbchen mit Hut und Weste — ja, wo finden wir seine Aeltern? Doch — wir sind auf der Spur. Unter dem Baume auf der Promenade steht ein runzliges Mütterchen mit ihrem Kohlentopfe am Arm; sie bettelt um ein klein wenig in der Madonna Namen! Sie kann nicht die Großmutter, geschweige die Mutter des Knaben sein; nein, sie ist aber die Einzige, die uns etwas von ihm erzählen kann.

In der Richtung nach der Engelsburgbrücke geht vom Petersplatze eine Straße; in dieser liegt ein großes Haus, in dessen Wand eine bewegliche Nische sich befindet, mit demselben Zeuge decorirt, das die Züchtlinge als Kleider tragen. Ein weiches Kissen bildet den Boden dieser Nische, welche sich wie ein Schilderhaus drehen läßt; eine große Glocke hängt daneben. Vor neun Jahren kam

dieses alte Mütterchen mit einem Päckchen, das sie in die Nische legte, diese umdrehete, anklingelte und wegeilte. Es ist das Findelhaus.

Von hier ist der dritte Knabe. Die alte Frau könnte erzählen, wozu würde das aber nützen? Die junge, reiche Signora ist weit weg, im schwimmenden Venedig, ein Muster der Frömmigkeit und reiner Sitten. Dem Sohne geht es ja gut; er sitzt auf Marmor, und spielt Trumpf aus.

Das sind drei Knaben zum Malen! der Ausdruck in den Augen, jede Bewegung, die schmutzigen Karten, und die kecke Rauchwolke von den Cigarren — das ist eine Gruppe!

Sie wird gestört von einer Schaar Truthühner, welche zwei Bauern mit langen weißen Stäben die Marmortreppe hinauf in eins der höheren Stockwerke treiben, wo der Käufer wohnt, und wo sie noch einige Tage die Erlaubniß haben werden, auf dem Fliesenboden umherzutrippeln, unter der bunten Decke, die mit dem reichen Wappen des ausgestorbenen Geschlechtes prangt.

XI.

Religiöse Gebräuche.

Die meisten Menschen bedürfen einer sinnlichen Einwirkung, wenn sie an bestimmten Festtagen und Stunden ihr Gemüth zur Andacht erheben sollen. Eine solche Einwirkung hat der katholische Kirchendienst; er verliert sich aber zu sehr in Ceremonienwesen; es scheint, als habe die

Kirche die Lehre irrig aufgefaßt, daß wir, ohne Kinder zu sein, nicht in den Himmel kommen; denn sie betrachtet oft ihre Gemeinde als Kinder, welche sehen und glauben, welche mehr träumen, als denken.

Jedes Fest, das ich in Rom sah, schließt in sich eine wahrhaft schöne Idee; das Aussprechen derselben wurde aber oft, wenn ich so sagen darf, zu sehr verkörpert; man wollte dasjenige anschaulich vorzeigen, was nur in's Gebiet des Gefühls gehört, und dadurch trat ein grelles, karikirtes Bild hervor. Ich glaube, daß alle gebildete Katholiken dieselbe Ansicht haben, denn wo mein religiöses Gefühl gleichsam verwundet wurde, sah ich keine andre Versammlung, als Leute der niedrigsten Klasse, deren geistige Begriffe zu denen des Kindes hinabsteigen.

Es liegt unstreitig etwas Schönes darin, daß die Christen an einem Tage des Jahres sich ihrer ersten Brüder im Glauben erinnern, welche für ihn litten und starben, und mit ihrem Blute seine Kraft und Heiligkeit gleichsam besiegelten. So haben die Katholiken ein Fest für die Märtyrer, und in Rom ist eine Kirche, eine der prächtigsten, ihnen eigens geweiht. Diese wird nur einmal jährlich *) geöffnet; Alles strahlt drinnen von Kerzen; der Fußboden, ja sogar der Weg dahin, ist mit Grün bestreuet; aber nichts ist hier gethan, um das Gemüth zu erfüllen mit dem Gedanken an die Seelengröße der Märtyrer, an die Kraft des Glaubens, der ihnen den Muth dazu einflößte, ihr Leben für ihn aufzuopfern. In grellen Bildern ringsum sind die Todesarten der Märtyrer dargestellt; man sieht eine Reihe abscheulicher Henkerscenen; hier werden einem Weibe die Brüste abgeschnitten,

---

*) Am 26. December.

dort wird Einer zu Tode gekardet; hier werden Einem die Augen ausgerissen, dort wird Einer Glied für Glied zerhauen, und dann gekocht oder gebraten. Man wendet sich von dem Schrecklichen weg; der Gedanke fühlt sich davon beschwert und umfaßt es doch, anstatt von der geistigen Größe erfüllt zu werden.

Es ist poetisch schön, Weihnachten als ein Fest der Kinder zu feiern; so wie dieses aber in der Kirche Ara-celi in Rom stattfindet, wird die Schönheit der Idee durch ihre materielle Ausführung zernichtet.

Eine der Seitenkapellen im linken Kirchengange ist ganz in ein Theater mit Coulissen, Hintergrund und Schiebewände verwandelt. Die Bühne stellt eine ländliche Gegend dar. Hier sitzt eine Figur, die Madonna vorstellend, mit wirklichen Kleidern angethan, auf deren Schooß, aus Wachs geformt, das Christkind, von Gold und Edelsteinen strahlend, ruht; Joseph steht an ihrer Seite, die Hirten bringen ihr Opfer; auf Pappe gemalt prangt hoch in den Wolken Gott, von Engeln umgeben.

Vor diesem gut beleuchteten Schauplatze halten päpstliche Soldaten Wache; ein Tisch ist an einem der nächsten Pfeiler errichtet, und auf diesen stellen die Mütter ihre Kinder, und zwar ganz kleine von fünf bis sechs Jahren; das Kind sagt ein Gedicht her, das von dem Jesuskinde oder dem Weihnachtsfeste handelt. Es geschieht nicht selten, daß der kleine Prediger erschrickt und plötzlich aufhört, oder sein Stimmchen so komisch hebt, daß die ganze Versammlung in Gelächter ausbricht. Nicht immer spricht nur einer, mitunter sieht man zwei, ja drei kleine Mädchen neben einander aufgestellt, welche ein Gespräch in Versen von der Schönheit des Bambino führen.

Am sechsten Januar culminirt dieses Fest. An dem

Tage war ich eben hier; es war regnichtes Wetter mit Sirocco; der starke Weihrauchduft in der Kirche war drückend, indem er sich mit den Ausdünstungen der knoblauchfressenden Bauern und der zerlumpten, schmutzigen Bettler mischte. Ich fühlte mich gar nicht wohl in der Kirche. Das Fest schritt indessen vorwärts; ein kleines Mädchen hielt dreist ihren Vortrag in Versen; eine Messe wurde gesungen, und nun begann die Procession durch die Kirche nach dem kleinen Schauplatz. Einer der Mönche kletterte hinauf, nahm das Jesuskind aus den Armen der Madonna, und stieg damit herunter; in demselben Augenblicke fiel ein ganzer Musikchor mit der lustigsten Musik ein; Becken und Trommeln dröhnten durch die Kirche, es war ein Marsch, wie in einer Opera Buffa. Dieses sollte den Jubel des Herzens, daß das Jesuskind uns Menschen geboren ward, ausdrücken; mich aber durchschauderte diese Wildheit, ich fühlte mich angegriffen und suchte den Ausgang. Ein Paar Bauern, die hier über den Gang gehen wollten, wo die Procession vorbeipassiren sollte, wurden von zwei rüstigen Mönchen mit Rippenstößen zurückgejagt; mich, als Fremden, ließen sie vorbeikommen. Ich näherte mich dem Ausgange; die ganze Procession folgte aber in schnellem Schritt und stand ebenso schnell als ich auf der hohen Treppe. Der Regen goß in Strömen. Der Bischof hob das Jesuskind, daß er in den Armen hielt, in die Höhe, um es der Menge zu zeigen. Alles knieete nieder. Ein Ruf der Mönche: »ein Regenschirm! ein Regenschirm! das Kind wird naß!« erreichte mein Ohr. Mir ward, als ginge ich aus einem entheiligten Tempel Gottes. »Vergieb ihnen, Vater, sie wissen nicht, was sie thun!« betete ich unwillkürlich. Die Kirche, Jesus, ja Gottes Mutter waren meinem Herzen zu heilig für diese grelle Ceremonien.

Eines andern Festes muß ich erwähnen, welches auch von Seiten des Gedankens christlich schön ist, in seiner Verwirklichung aber mehr komisch als erbaulich wird; der Gedanke ist nämlich, daß auch die Thiere an der Gnade und dem Segen des Herrn Theil haben sollen.

An einem bestimmten Tage, oder richtiger in einer bestimmten Woche — denn da ein Tag nicht hinreicht, wird das Fest mehrere Tage fortgesetzt — führt der Bauer seinen Esel, mitunter auch sein Ferkel, zur Kirche des heiligen Antonius, damit sie da mit Weihwasser bespritzt und dadurch gegen Krankheiten und Bezauberung geschützt werden. Alle Pferde, von den Vetturingäulen an bis zum eigenen Gespann des Papstes, kommen zur Kirche. Diese steht offen, und drinnen sind alle Altäre mit brennenden Kerzen besetzt, der Fußboden mit Grün bestreut, die Wände voller Bilder, al fresco, aber schlecht, ganz ohne Phantasie gemalt; sie stellen Begebenheiten dar aus der Versuchungsgeschichte des heiligen Antonius. Auf einem dieser Bilder kommt der Teufel und pocht an des Heiligen Thür; auf einem andern verhöhnen kleine Teufelchen seine Glorie. Der ganze Platz vor dem Kloster ist von Menschen erfüllt; hier sind Motive für einen Genremaler! Dicht neben einander halten Wagen mit Fremden, welche alle aufstehen um zu beschauen; reitende Soldaten machen Platz auf der Straße. Jetzt fährt ein Wagen vor, voller Kinder, die glückselig darüber sind, daß die Pferde gesegnet werden; jetzt ein andrer Wagen mit einem alten andächtigen Ehepaar, das sich demüthig kreuzt, indem es vor der Klosterthür Halt mach, wo der Mönch steht und mit einem gewöhnlichen Tünchpinsel die Pferde mit Weihwasser besprengt. Ein Chorknabe überreicht dem Kutscher ein Bild des heiligen Antonius und erhält dafür eine oder mehrere Wachskerzen, welche

später im Kloster geweiht, und zu hohen Preisen verkauft werden. Es ist höchst malerisch, die Bauerknaben auf den Pferden zu sehen, welche gesegnet werden sollen; sie sitzen nicht auf dem Rücken des Thieres, sondern ganz hinten auf dem Kreuze; bunte Bänder flattern auf dem spitzigen Hute; Jacke und Hosen sind so geflickt, daß man nicht erkennen kann, welches Stück ursprünglich zur Kleidung gehört.

Ich sah diesmal ein altes Mütterchen mit einem ganz kleinen Eselchen angezogen kommen; es hatte seidene Schleifen am Schwanze, und auf jede Schulter war ein Ferkelchen von Goldpapier gekleistert. Das Mütterchen stand mit großer Andacht vor dem Mönch, verneigte sich tief und kreuzte sich; während dessen stachen die Straßenbuben den kleinen Esel mit langen Röhren unter den Schweif. Die Soldaten mußten dem Thiere und dem Mütterchen zu Hülfe kommen.

Gerade vor der Klosterthür reitet der Bauer im Trabe quer über den Platz nach einer der offenen Osterien, fährt mit dem Thiere in die Stube hinein, wo um lange hölzerne Tische die andern Bauern sitzen und trinken, um selbst heute Thiere zu werden und Antheil an den Segen zu erhalten *).

---

*) In diesen Tagen werden die Schaafe, mit Schleifen und Gold geputzt, nach der Kirche der heiligen Agnese außerhalb der Stadt geführt und erhalten da den Segen. Die Legende erzählt von der heiligen Agnese, daß sie eben so schön als unschuldig war; sie wurde daher, als sie den christlichen Glauben nicht abschwören wollte, in ein dem Laster geweihtes Haus geführt, wo Soldaten und Vagabonden die leichtfertigen Weiber fanden. In diesen wurde Agnese nackt in eine Kammer geschleppt und zweien rohen Soldaten preis-

Ich erwähne an diesem Orte noch einer andern Festlichkeit, welche zwar nicht zu den eigentlich kirchlichen gehört, sich aber diesen doch anschließt; es ist das Sprachfest in der Propaganda, welches, wie es heißt, in onore dei santi rè magi gegeben wird. Je nachdem man bei Laune ist, kann man mit gleichem Recht die Propaganda eine Weltakademie oder eine Arche Noah's nennen. Hier werden junge Menschen von allen Ecken der Welt zu Missionären erzogen. Hier sind Kinder von Californien bis China, von Irland bis Kap; jedes von diesen sagt ein Gedicht in seiner Muttersprache her; man muß aber ein Mezzofanti sein, um von dieser babelschen Anthologie Genuß zu haben.

Erhaben und erfreuend ist es zu sehen, wie weit auf der Erde die segenreiche, christliche Lehre ihren Weg findet. Es geht aber den Zuhörern in der Propaganda wie den Zuhörern in den obenerwähnten Ceremonien; sie bekommen keine Ruhe, das Erhabene, welches das Fest an sich hervorbringen könnte, im Gedanken zu bewahren; sie können sich des Lächelns nicht enthalten, und wo das Lachen herrscht, ist die Andacht verschwunden.

---

gegeben. Doch in demselben Augenblicke, erzählt die Legende, wurde ihr schönes langes Haar noch länger, noch dichter als zuvor, so daß es, wie ein Mantel, sie von den Schultern bis zu den Füßen umhüllte, und indem die Soldaten Hand an sie legen wollten, trat ein strahlender Engel dazwischen, so daß die Soldaten erschrocken entflohen. Unbefleckt fand Agnese ihren Tod auf dem Scheiterhaufen. Eine ihr geweihte Kirche steht jetzt, wo jenes berüchtigte Haus stand, und eine Kapelle im untern Gewölbe wird als die Kammer gezeigt, in welcher sie vom Engel geschützt wurde. Die Kirche steht auf Piazza Navona.

Junge Leute aus der Propaganda empfangen beim Feste die Cardinäle und die Fremden. Nachdem ein Jeder Platz erhalten hat, wird eine Einleitung auf Latein hergesagt, und dann folgen Gedichte in 44 Sprachen. Je weniger die Zuhörer von diesen verstehen, desto mehr klatschen sie Beifall; so wurden diesmal ein Aethiopier und zwei Chinesen am stärksten beklascht; diese Sprachen klangen am meisten kauderwelsch und weckten das größte Gelächter. Während des Vortragens eines deutschen Gedichtes sah ich zwei italiänische Capucinermönche über diese ihnen sonderbar vorkommende Sprache so lachen, daß sie fast umgefallen wären.

Die verschiedensten Sprachen und Dialecte wechseln hier; mitunter wird auch ein Gesang zum Besten gegeben, der interessant aber nie schön sein kann. Der Eindruck des ganzen Festes ist wie der einer burlesken Vorstellung; man hat fast nichts verstanden, und belacht daher, was Einem sinnlos klang.

Jahr für Jahr lies't man indessen in den deutschen Zeitungen von der großartigen Wirkung dieses Festes, die Wirkung ist aber wahrlich nur die, — daß man lacht *). Alle die hier erwähnten Gebräuche haben einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht, daß ich sie nicht mit Stillschwei-

*) Ein junger Geistlicher, ein Deutscher, der mir meinen Platz anwies, sprach mit großer Begeisterung von diesem Feste, und äußerte unter Anderm mehrere Male: »Dergleichen erlebt man nur in der Weltstadt Rom!« Ich würde dieser an sich höchst unbedeutenden Aeußerung nicht erwähnen, hätte nicht ein Correspondent der Allgemeinen Zeitung in einer pompösen Schilderung des Propagandafestes, sie mir in den Mund gelegt, um zu zeigen, welche Wirkung diese Festlichkeit auf alle Fremde ausübt.

gen übergehen konnte, wie viel Großes und Eigenthümliches man übrigens auch in dieser Bildersammlung von Rom vermissen wird. Sollten indessen diese Blätter einem einzigen aufgeklärten Katholiken Aergerniß geben, so würden sie wie ein Mühlstein auf meinem Gewissen lasten; ich habe Facta geschildert, und im Gedanken beuge ich mich tief vor Allem, das jedem Glaubenden wahrhaft heilig ist.

XII.

Die Wasserfälle bei Tivoli.

Es war an einem der ersten Tage im Februar, aber ein wunderschöner Sonnenschein, die Mandelbäume standen in Blüthen. Ein Wagen mit drei Dänen rollte auf der alten via tiburtina, an der St. Lorenzokirche vorbei; diesen Abend noch wollten sie bei Fackelschein die stürzenden Wasser in Tivoli sehen.

Ruinen von Gräbern des Alterthums, und verfallne Thürme aus dem Mittelalter erheben sich auf der unebenen Campagna. Hirten in Schaafspelzen, und mit Madonnabildern auf den spitzen, von der Sonne durchgebrannten Hüten, standen bei den zusammengestürzten Mauern, wo ein Scheiterhaufen angesteckt ist, aus welchem der blaugraue Rauch sich in die Luft erhebt.

Schon bemerkten wir den giftigen Gestank des kleinen Flusses Solfatara; es ist nur ein Bächlein, seine giftigen Dämpfe haben aber alles frische Gewächs ringsum getödtet; ein schwefelgelber Schaum floß auf dem garstigen

Wasser. Wir fuhren in Galopp und waren bald aus dem verpesteten Kreise heraus. Der Fluß Anio, mit seinen frischen Wassern, schilfigen Ufern und einem malerischen Thurme, bot uns auf dem Gebiete des Gebirges Willkommen. Der Weg ging aufwärts und immer zwischen Bäumen; ein prächtiger Oelwald liegt hier vor der Stadt. Ein sonderbarer Luftton umhüllte die große, weitgedehnte Campagna; dieses Blau, das Violett der Berge in der Ferne und in der Nähe, und das starke Dunkelgrün des Laubes der Bäume waren von einer herrlichen Wirkung. Die untergehende Sonne warf einen rothen Feuerschein auf die Bäume, sie schienen vergoldet; der Laut einer Sackpfeife ertönte unter dem Abhange des Berges. Alles gab das Bild der anmuthigen Ruhe eines schönen, südlichen Abends; mit jugendlichem Sinn jubelten wir alle Drei über diese Schönheit.

Die Sonne sank nicht weit von dem Punkte am Horizont, wo die Peterskuppel thronet, und gleich ward es finstrer Abend. Wir wanderten durch die düstern Straßen nach dem entgegengesetzten Theile der Stadt zum albergo della Sibilla, welches seinen Namen von dem alten Sibyllentempel hat, der hier am Rande des Abgrundes bei den brausenden Wassern gebauet ist. In unsrer Stube hörten wir den ewigen Donner, den die großen Wasserfälle anstimmen.

Der Führer zündete seine Fackel, ein Knecht folgte mit zwei großen Heubündeln, welche in den Grotten vor den stürzenden Wassern angesteckt werden sollten. Es war stockfinster draußen im Garten, der Fackelschein beleuchtete nur die nächsten Hecken. Der Himmel war mit Sternen übersäet, sie leuchteten aber nicht. Wir folgten einem schmalen Wege zwischen den Gesträuchen, immer abwärts, immer von den Wasserfällen tief unter uns um-

braus't. Der Umstand, daß wir nur die allernächsten Gegenstände um denjenigen, der die brennende Fackel trug, zu sehen vermochten, und daß alles Uebrige in der tiefsten Nacht lag, gab der ganzen Wanderung etwas Abenteuerliches. Keiner von uns wußte, ob der Abgrund, in dem wir das Wasser brausen hörten, senkrecht hinter den nächsten Hecken, oder vielleicht dicht am Rasen war, den wir zuweilen betraten.

Bald wurde der Weg ganz eng; rechts hatten wir die steile Felsenwand, links den Abgrund. Der Führer drückte seine Fackel in's Gras, daß sie fast ganz erlosch, schwang sie dann in die Luft, und sie flammte wieder auf; pechschwarzer Rauch wirbelte über die glänzenden Blätter der Bäume.

Plötzlich stand er still, stieß einen wilden Schrei aus und zeigte gegen das Wirthshaus hinauf. Hoch am Felsenrande, gerade über uns, lag der alte runde Sibyllentempel; man hatte zwischen den Säulen ein Bündel Heu angesteckt, die Flamme warf ein prachtvolles Licht auf Säulen und Mauern; es sah aus, als halte man dort ein Opferfest des Alterthums. Die Wasser sangen ja noch ihre majestätische Hymne mit derselben Donnerstimme, wie in jenen der Göttin geweihten Nächten. In einer Sekunde stand der ganze Tempel von dem effectvollsten Licht umglänzt, und es wurde wieder Nacht, finstre Nacht.

Wir wanderten einen schmalen Weg entlang; Versteinerungen hingen in malerischer Wildheit über unsern Köpfen. Dicht neben uns war ein Abhang, wie tief ging wohl dieser? Das Fackellicht zeigte uns keinen Boden, das Wasser donnerte ganz nahe. Wir mußten uns an die grünen Hecken halten, um nicht in die Tiefe hinabzustürzen. Die Felsenblöcke, eine natürliche Treppe bildend, führten uns in die Grotte der Sirenen. Aus

voller Brust mußten wir uns hier zurufen, wenn der Eine den Andern verstehen sollte; die Wasserfälle stürzen durch die Grotte mit fast betäubendem Lärm. Schnell wurde ein Bündel Heu angezündet, die klare Flamme beleuchtete die Höhle; Alles troff von Wasser, die phantastisch geformten Felsen, der unebene Boden. Der rothe Feuerschein spielte auf der weißen Wassersäule, die mit Blitzesschnelle von einer ungeheuern Höhe herabstürzte und sich wieder durch eine Oeffnung im Felsen einen Weg bahnte. Der Führer warf brennendes Heu in den brausenden Strom, das Heu brannte noch, indem das Wasser es mit sich in den gähnenden Abgrund hinabwirbelte; einen kurzen Augenblick zeigte es uns den tiefen Strudel.

Von einem der glatten Steine, wo jetzt ein kleiner Querbalken angebracht ist, glitt, vor ein Paar Jahren, ein junger Engländer hinab und verschwand für immer. Der jetzt regierende Papst, Gregor der Sechzehnte, hat, damit die Stadt, von so vielen Wasserfällen untergraben, nicht zusammenstürze, dem Amnioflusse einen neuen Ablauf gegeben, welcher die Cascaden bildet, und dadurch ist ein neuer Wasserfall entstanden, der an Größe alle die andern übertrifft. Als ich 1834 Tivoli besuchte, war dieses Werk in Arbeit; es wurde zwei Jahre später vollendet. Wo ich damals ging und Blumen pflückte, braus't jetzt, und vielleicht für ewig, Tivoli's größte Cascade. Zu dieser wanderten wir von den Grotten; wir mußten aber erst wieder die unebene, feuchte Treppe hinaufsteigen, wir mußten uns wieder an den frischen Myrthenzweigen dicht am Abgrunde festhalten, und in diesem Nu, gerade hier, erlosch die Fackel ganz. Mich durchfuhr der Gedanke, daß wir uns hier in diese Hecken setzen, keinen Fuß bewegen müßten, sonst wären wir des Todes. Es folgte ein kurzer, stiller Augenblick; die Fak-

kel wurde sausend in die Luft geschwungen, der Führer ließ sie mit aller Kraft gegen den Felsengrund fliegen, und die Flamme glimmte erst schwach, bald loderte sie herrlich auf. Jodelnd wanderte der Führer nun rascher vorwärts auf einem breitern Steg. Allmälig bekam Alles hier ein Aussehen von der Einwirkung der Kunst; hier waren starke Geländer, gemauerte, steil hinabgehende Treppen; die Fackel leuchtete über das Gitter hinaus, eine Wolke von dem in Staub zerschmetterten Wasser stieg zu uns herauf. Weiß wie Milch stürzte der ganze Fluß in die schwindelnde, schwarze Tiefe. Wir durchwanderten einen langen Bogen, in welchem der Fluß sein neues Bett hatte, und durch welchen er mit des Pfeiles Schnelle sich dem Falle nähert. Hier war kein Geländer; die Fackel beleuchtete den Strom, brennendes Heu wurde hineingeworfen, und es segelte mit einem Fluge, wie der des Vogels; es war zum Schwindeln. Ich fühlte alle Nerven angegriffen, der kalte Schweiß brach mir aus der Haut, ich mußte mich an die Mauer fest andrücken und eine Zeitlang die Augen auf das feste Gewölbe oben richten. Es war unmöglich, sich hier einem Andern verständlich zu machen, so braus'te der mächtige Strom.

Eine halbe Stunde später saßen wir alle Drei in einer großen Stube um den wohlgedeckten Tisch; wir plauderten vom Vaterlande, von allen unsern Lieben, ihnen wurden Gesundheiten gebracht während Cascade und Cascatellen dazu donnerten. Es war ein Abend voller Poesie; Arm in Arm standen wir am offenen Fenster, die Sterne funkelten so schön, und als einen weißen Flor entdeckten wir unter uns in der Tiefe die brausenden Wassermassen, welche ihren Gesang so stark und ewig anstimmten, wie kein Dichter ihn singen kann.

fel wurde plötzlich in die Luft geschwungen, der Führer hielt sie mit aller Kraft gegen den [illegible] fest, und die Flamme glimmte nur schwach, halb sprühte sie kräftig auf. Jedermann wanderte der Führer nach, [illegible] vorwärts auf einem breiteren Steg. Plötzlich [illegible] Alles hier ein Ansehen von der Empörung der [illegible] hier waren starke Getöse, gemauerte, [illegible] Treppen; die Fackel leuchtete über das Dickicht [illegible] eine Wolke von dem in Staub zerschmetterten Wasser stieg zu uns herauf. Allein wie Blitz stürzte der ganze Fluß in die schwindelnde, schwarze Tiefe. Wir durchwanderten einen langen Gang, in welchen der Fluß sein neues Bett hatte, und durch welchen er mit des [illegible] Schnelle sich dem Falle nähert. Eine nur kein Geländer; die Fackel beleuchtete den Strom, brennendes Pech wurde hinuntergeworfen, und es sprühte mit einem Klange, wie der des Vogels; es war zum Schwindeln. Ich fühlte alle Nerven angegriffen, der kalte Schweiß brach mir aus der Hand; ich mußte mich an die Mauer fest angreifen und eine Neigung die Augen auf das tiefe Gewässer abzurichten. Es war unmöglich sich hier einem Andern verständlich zu machen; so brauste der mächtige Strom.

Eine halbe Stunde später saßen wir alle Drei in einer großen Stube um den wohlgedeckten Tisch; wir plauderten vom Vaterlande, von allen unseren Lieben, ihren [illegible] Geschwistern gebracht wollenden Cascade und Cascatellen [illegible]. Es war ein Abend voller Poesie: Aber in Rom standen wir am offenen Fenster, die Sterne funkelten so schön, und als einen weißen Flor entdeckten wir unter uns in der Tiefe die brausenden Wassermassen, welche ihren Gesang so stark und rein anstimmten, wie kein Dichter ihn singen kann.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Andersen, Hans Christian

H. C. Andersen's gesammelte Schriften

Bd.: 1

1846

Bamberg, Staatsbibliothek -- AGB K 15(1#1

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11420192-1